Gesammelte Novellen.

Von

Fanny Lewald.

Zweiter Theil:

Ein armes Mädchen.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1862.

Ein armes Mädchen.

Von

Fanny Lewald.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1862.

Erstes Kapitel.

Es ist nicht lange her, daß ich mit einem geistreichen Arzte, Doctor G..., über die eigenthümlichen Verwickelungen sprach, welche sich oft mitten in den Erscheinungen des Alltagslebens herausstellen.

Die Verhältnisse sind bisweilen viel romantischer, als irgend ein Dichter wagen dürfte, sie in seinen Romanen zu schildern, sagte der Doctor. Georg Sand behauptet in der Metella sehr richtig: La vie ressemble plus souvent à un roman, qu'un roman ne ressemble à la vie! — Ein solcher Fall ist mir selbst vor wenig Jahren begegnet und ich will Ihnen denselben einmal gelegentlich mittheilen.

Ich bat den Doctor, es gleich zu thun, und er war dazu bereit, als das Schlagen einer Uhr ihm

sehr zur Unzeit verkündete, der Vormittag nahe sich dem Ende. Sogleich stand der Doctor, ohnehin ein unruhiger, lebhafter Mann, von seinem Platze auf und wollte sich entfernen, indem er bemerkte, er habe seine Zeit nöthiger und seine Kranken bedürften mehr seines Beistandes, als ich der verlangten Eezählung.

Dennoch forderte ich, daß der Doctor mir sein Versprechen erfüllen solle.

Nun gut, sagte er, so halten Sie am Abend eine Tasse Thee für mich bereit, und ich werde mich um sieben Uhr bei Ihnen einstellen, um Ihre Neugier zu befriedigen, die sich nichts unterschlagen läßt, wie ich sehe.

Damit verließ er mich und kehrte dann pünktlich, als gälte es es ein medicinisches Consilium, um die festgesetzte Stunde zurück.

Ich habe überdacht, wie ich es anfange, Ihnen die Thatsachen vorzulegen, sagte er, nachdem er den Thee getrunken hatte, und es scheint mir am besten, wenn ich Ihnen die Papiere übergebe, welche ich darüber besitze. Sie sind von den be=

theiligten Personen selbst geschrieben, und obgleich erst wenig Jahre seit jenen Ereignissen verflossen, kann ich Ihnen doch die Blätter anvertrauen, ohne einen Verrath zu begehen. Fast Niemand von Denen, welche sie schrieben, ist mehr am Leben. Der Tod hat schnell aufgeräumt in jenem Kreise, und was damals so große Gemüthsbewegungen hervorrief, ist jetzt schon lange in das Reich der Vergangenheit versunken.

Er hielt eine Weile inne, zog dann ein Päckchen Papiere aus der Tasche und legte sie in einer bestimmten Reihefolge vor sich nieder, sie mit Wehmuth betrachtend.

Das sind „reponirte Actenstücke" aus der Registratur des Lebens, sagte er. Kalt geht der Fremde daran vorüber und nur in der Erinnerung weniger Freunde bleibt noch ein Andenken an Diejenigen zurück, mit deren Herzblut diese Blätter geschrieben sind. Ach! es ist ein eigen Ding um das Dasein, und es giebt Tage, in denen mich der Gedanke an das rastlose Vergehen des Geschaffenen so lebhaft packt, daß ich Alles, Sie selbst,

mein Fräulein! und mich auch, schon als Vergangenes erblicke. Wie lange wird es dauern, so sind auch wir nicht mehr, und irgend ein gleichgültiger Dritter durchblättert die Papiere, die ich dort auf Ihrem Schreibtisch liegen sehe.

Es war mir, als müßte ich traurig werden bei diesen Vorstellungen; plötzlich blickte ich aber empor, sah zufällig in den Spiegel meines Arbeitskästchens und merkte denn doch, daß es wohl mit dem Staubwerden noch eine Weile Zeit haben könnte, wenn nicht ganz unerwartete, gewaltsame Ereignisse es früher herbeiführen sollten. Das erheiterte mich schnell; ich schalt den Doktor, daß er mir so trübselige Bilder vorführe, und verlangte nach der bewußten Mittheilung aus den vorhandenen Papieren.

Das geht nicht sogleich, belehrte mich der Doctor; die Papiere rühren aus der spätern Zeit her, den Anfang muß ich Ihnen erzählen, wie ich selbst ihn aus mündlichen Berichten kennen lernte.

Ich gebe nun diese Erzählung so treu als möglich wieder.

Zweites Kapitel.

So schön das Ende eines klaren, warmen Sommertages im Freien ist, so traurig wird er innerhalb der Mauern großer Städte. Man ahnt instinktmäßig die Frische, die Herrlichkeit des Abends; man weiß, daß ein glühendes Roth jetzt die untergehende Sonne in unaussprechlicher Schönheit umgiebt, daß süße Düfte die Luft erfüllen; man möchte die Seele in der Unendlichkeit der Natur schwelgen lassen, und ist eingeengt durch die langen Häuserreihen, denen der Blick überall begegnet. Kein Luftzug regt sich, Staub- und Dunstwolken liegen so schwer über den Straßen, daß man das Blau des Himmels nur wie durch graue Schleier sieht und sehnsüchtig den Vögeln nachblickt, die sich frei

in einer reineren Atmosphäre bewegen. Es ist ein Zustand peinlichen Unbehagens, dem man sich schwer entringt.

An einem solchen Abende, es war ein Sonntag, lagen in Berlin zwei Gardeoffiziere in einem Fenster ihrer Caserne. Der Dienst hatte sie an das Haus gefesselt und sie betrachteten nun die Züge von Menschen, die, vom Spaziergange heimkehrend, sich die lange Friedrichsstraße hinabbewegten. Die Mehrzahl gehörte der arbeitenden Klasse an, denn die wohlhabenden Bewohner der Stadt, denen es möglich war, ihr Abendbrod im Freien zu genießen, waren noch ruhig vor den Thoren geblieben. Männer und Frauen, mit Kindern auf den Armen und von Schaaren müder, schläfriger Kleinen umringt, gingen langsam vorüber. Die Frauen hatten die Tücher auf die linke Seite gewendet, die Kleider hinaufgeschürzt, um sie vor Staub zu bewahren; behutsam trug der älteste Sohn den rothen Regenschirm, der, als ein Zeichen des Wohlstandes, auch bei dem hellsten Wetter nicht zu Hause gelassen wird, während der Vater

eines der müde gewordenen Kinder in seinen Armen hielt. Soldaten und Handwerker, mit schmucken Dienstmädchen gepaart, Bürgerfrauen mit ihren Töchtern schritten vorüber und schweigend sahen die beiden Offiziere hinab, bis der eine sagte:

Dies Bild beengter Verhältnisse schnürt mir das Herz zu, Hermann! Ich könnte verzagen, wenn ich sehe, wie arm das Leben dieser Menschen ist! Sieh sie Dir einmal an, nicht Einer von Zehn hat ein heiteres, zufriedenes Gesicht. Da sind sie mit Frau und Kindern in brennender Hitze vor das Thor gegangen, die einzigen Feierstunden zu genießen, die ihnen in der ganzen Woche gegönnt sind. Nun kehren sie heim, von müden, weinenden Kindern umringt, in ihre dumpfen Wohnungen, die wenigen Groschen bereuend, welche sie diesem unbefriedigenden Genusse geopfert; und morgen beginnt der erste von sechs sauern Arbeitstagen, die zum Schlusse wieder mit dieser traurigen Erholung belohnt werden. Es ist ein jämmerliches Dasein!

Bah! meinte Baron Hermann S . . .; so jäm-

merlich mag es doch nicht sein; oder scheint Dir das Dienstmädchen, das dort mit dem Unteroffizier einherstolzirt, ein Bild des Jammers? Ich wollte, all' unsere Damen auf den Hofbällen hätten so jämmerlich blühende Wangen, so tiefe Grübchen darin und so prächtige Gestalten. Sie sieht wie die Jugend selbst aus.

Und wenn sie nach Hause kommt, wird eine alte, nervenschwache Herrin mit ihr zanken, weil das Bett des ekelhaften Schooshundes nicht gehörig besorgt ist, und das schöne, heitere Gesicht wird mismuthig aussehen und in Thränen schwimmen! sagte der Andere. Glaube mir, das Dasein der meisten Menschen ist nicht werth, daß sie sich die Mühe machen, es zu durchleben.

Er strich das hellbraune Haar von der Stirn, warf die Cigarre fort, die er geraucht hatte, und da Baron Hermann nichts erwiderte, sondern sich eine Melodie aus der Norma vorsang, entstand eine Pause. Der jüngere Offizier verließ endlich das Fenster und ging im Zimmer umher bis Hermann ihm zurief:

Ludwig! komm' einmal her und sieh', was das drüben am Brunnen für eine hübsche Gruppe ist. Die Mädchen sehen so reizend aus, wie die Italienerinnen auf den besten Bildern.

Ludwig blickte hinüber und sagte: Ich vermisse schon seit einigen Tagen die Kleine aus Numero hundertzweiunddreißig. Hast Du sie gesehen?

Du meinst das Kind, das immer den dicken, ungezogenen Buben herumtrug? die kleine Blonde, der wir einmal das Wasser von unserm Burschen die Treppe hinaufbringen ließen, weil sie so bleich und kläglich aussah? fragte Hermann.

Dieselbe! antwortete Ludwig; sie hatte eine Engelsgeduld mit dem häßlichen Jungen. Ich habe ihr stundenlang zugesehen und es hat mich gerührt, wenn sie immer gleich freundlich, immer gleich gut zu ihm war, trotz dem, daß er sie quälte. Ich möchte wissen, wo sie hingekommen ist.

Ich auch, sagte Herman, denn über ein paar Jahre wird sie bildschön sein.

Oder verwachsen, verkümmert durd die schwere

Arbeit, vielleicht auch todt! Das wäre noch das Beste für sie, meinte Ludwig.

Höre, Louis! rief jetzt Hermann ärgerlich aus, verachte Du das Leben, so viel Du magst; wünsche Dir den Tod, wenn Du Dir nichts Besseres zu wünschen weißt; aber sei in der Beziehung nicht so verdammt großmüthig für die heranwachsende weibliche Jugend. Wenn Du jetzt allen dreizehn- oder vierzehnjährigen Mädchen der arbeitenden Klasse aus Mitleid den Tod gönnst, so kannst Du uns Männer in wenig Jahren bemitleiden. Was soll denn aus uns werden, wenn es keine hübschen Kammerjungfern mehr geben wird? Wünsche den Alten den Tod und seliges Jenseits, und laß uns die Jungen hienieden, wenn ich bitten darf. Für die werden wir schon sorgen.

Er lachte und wendete sich der Thüre zu, durch die ein Paar Kameraden eintraten. Man zündete Licht an, setzte sich zum Kartenspiel nieder und trennte sich erst spät in der Nacht.

Drittes Kapitel.

Ludwig von G.... wohnte nicht in der Kaserne, sondern dicht neben derselben, da seine Verhältnisse es ihm möglich machten, eine eigene Wohnung, mit aller Bequemlichkeit des Luxus ausgestattet, zu besitzen. Er hatte ein schönes Cabriolet, Pferde, einen Reitknecht und einen Groom, die angesehensten Familienverbindungen, die Gunst seiner Vorgesetzten, kurz Alles, was ihn in den Augen seiner Kameraden als den glücklichsten Menschen von der Welt erscheinen ließ, und doch war er nicht glücklich.

Schon in frühester Jugend hatten sich trübe Eindrücke seiner Seele eingeprägt. Mitten in der Fülle des Reichthums, trotz der glänzenden Stellung, die seine Eltern einnahmen, hatte er seine

Mutter weinen sehen über die Kränkungen, welche ihr die zügellose Lebensweise ihres Gatten verursachte. Kaum herangewachsen, war der Sohn, ohne daß sie es wollte, der theilnehmende Vertraute ihrer Leiden geworden, und die sittlichen Ausschweifungen des Vaters hatten dem Jünglinge einen Widerwillen dagegen eingeflößt, den die Mutter zu benutzen und in ein ernstes Streben nach sittlicher Schönheit zu verwandeln gewußt hatte.

Diese Mutter und den einzigen jüngeren Bruder liebte er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, während er dem Vater ziemlich fern stand. Die Treulosigkeit eines Mädchens, an dem er mit aller Liebe und dem vollen Vertrauen der Jugend gehangen, hatte ihn mißtrauisch gemacht. Er hatte sich von den Frauen seitdem fern gehalten, und verlangte dennoch sehnsüchtig nach Liebe.

Ludwig war einer jener Geister, denen der Zweifel angeboren ist. Er mußte sich Alles in seiner Entstehung und in seinen Folgen deutlich machen, er mußte Alles in nackter, kalter Wahrheit vor sich sehen, und doch bereute er es dann, wenn

er den Dingen und den Verhältnissen den poetischen Nimbus entrissen hatte, mit dem der Wahn sie trügerisch umhüllte. Sein Geist konnte das Alte, das er für schlecht erkannte, zerstören; aber er entbehrte der Kraft, aufzubauen und Neues, Besseres zu schaffen aus der Zerstörung. Er verabscheute jedes Unrecht; er wollte das Rechte im Kleinen wie im Großen. Er liebte die Menschheit, hatte Vertrauen zu den Menschen und doch fehlte ihm der beseligende Glaube, daß sie in einer unaufhaltsamen Entwickelung zur höchsten Vollkommenheit begriffen, daß sie dieser fähig sind. Menschliches Elend, menschliche Schwächen und Laster beängstigten ihn und gaben seinem Geiste jene ernste, trübe Richtung, die sich uns im Anfange dieser Erzählung kund gemacht.

Die Zerstreuungen der Residenz hatten ihren Reiz für ihn verloren; der täglich gleiche, mechanische Dienst des Soldaten langweilte ihn und ein tiefer Mißmuth hatte sich seiner bemächtigt, als der Sommer zu Ende war und die ersten kalten Regentage das Herannahen des Herbstes verkündeten.

In die großen, grauen Offiziermäntel gehüllt, kehrten eines Tages Ludwig, Hermann und noch zwei junge Männer von der Mittagstafel in die Wohnung des Erstern zurück, um den Kaffee zu trinken und die Stunde des Concerts zu erwarten, in welchem sich ein berühmter Virtuose hören lassen wollte. Rudolph v. S. lag behaglich ausgestreckt auf dem Sopha, Hermann ging mit der Cigarre im Zimmer umher, während Ludwig und ein junger Franzose in den Lehnstühlen vor dem Kamine saßen und, theilnahmlos an dem Gespräche der Uebrigen, in die Flamme blickten.

Gestern war auch nicht ein hübsches Frauenzimmer im Theater! sagte der Franzose, ein Verwandter des Gesandten und dessen Gast für einige Monate.

Die Lust an dem Gesange der fremden Sängerin ist noch zu groß, bemerkte Rudolph; die Mütter nehmen noch alle Plätze ein und lassen die Töchter zu Hause. Wenn die Reihe an die Töchter kommen wird, sollen Sie mit der Damenwelt zufrieden sein, das verspreche ich Ihnen.

Die schönen Töchter des Banquier K. sollen Ihnen schon gefallen! sagte Hermann.

Die Judenmädchen? fragte Rudolph spöttisch.

O! ich schätze die Jüdinnen, unterbrach ihn der Franzose, besonders in Ihrem kühlen Norden. Sie haben mehr Temperament, mehr Feuer als Ihre blonden Deutschen mit dem verschwimmenden, wasserblauen Blick und der spröden Kälte. Die Deutschen sind fast so langweilig, wie die kaltblütigen Engländerinnen und die starkknochigen Holländerinnen; die Jüdinnen kommen unsern Frauen näher, aber freilich Pariserinnen sind es noch lange nicht.

Die deutschen Offiziere vertheidigten die Reize ihrer Landsmänninnen, und man fing an, die weibliche Schönheit zu zergliedern, als ob es sich um Racepferde handle. Man stellte den alten Satz auf, Frauen und Pferde müßten, um schön zu sein, einen kleinen Kopf, eine breite Brust und einen feinen Fuß haben; kam endlich ganz in die Unterhaltung über Pferde und handelte das Kapitel der Hunde- und Jagdgeschichten ab, als sich von

der Straße die Klänge einer verstimmten Harfe hören ließen.

Baron Hermann war an das Fenster getreten und rief, nachdem er hinausgeblickt hatte: Ludwig! sieh da! da ist unsere Kleine aus Numero hundertzweiunddreißig. Sie hat den dicken Jungen mit einem blinden Manne vertauscht, der die Harfe spielt. Das arme Geschöpf sieht ganz kläglich aus.

Ludwig folgte der Aufforderung seines Kameraden und erblickte das junge Mädchen, an das er seit jenem Sommerabende nicht wieder gedacht hatte. Die trug noch die nämlichen Kleider, in denen er sie sonst gesehen, aber sie waren ihr zu klein geworden und hingen, feucht vom Regen, an ihrem Körper herab, verbraucht durch das beständige Umherziehen in den schmutzigen Straßen.

Mein Gott! wie sie bleich ist! sagte Ludwig, sie zittert vor Kälte, und auch der Alte kann kaum noch die Harfe spielen, weil ihm die Hände erstarrt sind! Entsetzlich! — Er verließ das Fenster, klingelte dem Diener, befahl ihm, den Harfenspieler

mit der Kleinen heraufzuholen, und bald darauf traten Beide in das Zimmer.

Der Harfenspieler war ein Greis von sechzig Jahren und gänzlich erblindet. Er trug einen alten, verwitterten Invalidenrock, den ein Paar verblichene Ordensbändchen schmückten. Scheu blieb er an der Thüre stehen, sein Gesicht drückte die höchste Spannung aus und er fragte das Mädchen leise, wo sie wären.

Ludwig, der näher getreten war und die Frage gehört hatte, sagte: Ihr seid unter lauter Kameraden, lieber Mann, die noch nicht, wie Ihr, Ordensbänder errungen haben. Ihr sollt Euch hier erwärmen und uns Etwas vorspielen, wenn Ihr es nachher wollt.

Der Alte dankte, man schob ihm einen Stuhl an den Kamin und Hermann fragte das Mädchen: Bist Du nicht mehr drüben bei dem Schneider Wendel, mein Kind?

Ja! sagte sie, aber er ist fortgezogen, weil es hier zu theuer war.

Er ist mein Sohn, der Schneider! unterbrach

der Alte. Er hat eine Frau und fünf Kinder. Ich selbst falle ihm auch zur Last, denn mit den Paar Thalern Invalidengeld kann man nicht satt werden. Nun habe ich Harfe spielen lernen und, da der Kleinste keine Wartung mehr braucht, lasse ich mich von der Martha herumführen, um mir mein Brod zu verdienen. Es ist schwer genug! —

Du heißt Martha? fragte Ludwig. Wie kommst Du zu dem Namen, er ist selten hier zu Lande? — und gegen die Kameraden gewendet, bemerkte er: Meine Mutter heißt Martha.

Ich weiß nicht, woher ich den Namen habe, sagte das Mädchen, das sich ängstlich neben dem Greise hielt.

Ist die Martha auch Euer Enkel? fragte Rudolph.

Nein, gnädiger Herr! antwortete der Alte, sie ist eine Fremde, die mein Sohn um Gotteslohn behält, aus reiner Barmherzigkeit.

Wem gehört sie denn an?

Ja! meinte der Alte, das weiß eigentlich kein Mensch.

Nun, man muß doch wissen, wer ihre Eltern waren? sagte Ludwig.

Nein! das wissen wir nicht. Vor vierzehn Jahren, als meine Frau noch lebte, hatten wir eine hübsche kleine Wohnung. Ich stand noch im Dienste und meine Frau war Wäscherin. Der Sohn befand sich auf der Wanderschaft und deshalb wollten wir die eine von unsern beiden Stuben vermiethen. Da meldete sich eine junge Frau, die in's Kindbett kommen mußte. Sie war von auswärts, sah recht reputirlich aus, sagte, ihr Mann sei gestorben, sie habe keinen verwandten Menschen auf Gottes Welt und bat, daß wir sie aufnehmen sollten. Wir glaubten diese Historie nicht recht, aber das kümmerte uns nicht, da sie zwei Monate vorausbezahlte. Darauf zog sie ein und lebte ganz still für sich. An Geld schien es ihr nicht zu fehlen, aber meine Frau mußte ihr doch Arbeit verschaffen und sie war sehr geschickt und fleißig. Bald darauf wurde die Martha geboren, aber, obschon sie gut auf die Welt kam, und der Frau Nichts abging, überkam sie es einen Abend, wie eine

große Angst, und nach ein Paar Stunden war es aus mit ihr.

Verdammt! sagte Hermann, und da habt Ihr das Kind behalten?

Ja! was wollten wir machen? meinte der Alte. Meine Frau hatte sich an das kleine Ding so gewöhnt, es ging uns gut genug und wo hätten wir es auch lassen sollen? Wir wußten ja gar nicht, wem die Madame Braun angehört hatte oder von wo sie geboren war?

Hat sie denn nie mit Euch davon gesprochen? Niemals Briefe erhalten?

Niemals sprach sie davon. Zuweilen ging sie aus und kam mit Geld und einem Briefe zurück, indeß den Brief verbrannte sie bald, und von wo sie das Geld holte, das sagte sie nie. Das Kind hatten wir auf dem Halse; ich war sein Vormund und wir haben uns durchgequält, bis die Frau starb und der Sohn uns zu sich nahm, weil ich blind geworden war. Nun schleppe ich mich so durch's Leben, denn in's Grab legen kann man sich ja bei lebendigem Leibe nicht, wenn man's auch möchte.

Der Invalide schwieg und die Offiziere thaten desgleichen. Sie waren ernst geworden und betrachteten bald den Alten, bald das Mädchen, dessen feines, ausdrucksvolles Gesicht in der behaglichen Wärme des Zimmers sich leise zu röthen begann.

Ludwig sah sie lange an, streichelte ihr dann die Wange und sagte: Armes Ding! daß Du so allein bist! aber hat ein alter Soldat Dich beschützt bis jetzt, so soll es nun ein junger thun. Ich werde für Dich sorgen.

Die andern Offiziere lachten laut auf, indeß Ludwig wiederholte, indem er sich ernst nach ihnen wendete: Auf Ehre! ich sorge für das Kind! man giebt so viel Geld unnütz aus, warum soll man es nicht einmal zu etwas Gutem brauchen?

Aber was willst Du denn mit ihr anfangen? fragte Hermann, noch immer lachend.

Ich werde sie erziehen lassen; denn was aus ihr wird, wenn sie mit dem Gesicht in den Straßen umherläuft, das läßt sich voraussehen. Sie soll zu leben haben und ein braves Mädchen werden, meinte Ludwig.

Der Einfall gefällt mir! rief Hermann aus. Ich muß Theil daran haben. Das ist die Tochter des Regiments in neuer Auflage, ich werde den Sulpiz machen und der Tonino wird sich finden. Martha! gieb mir die Hand; willst Du mich zum Vater haben?

Und mich? und mich? fragten die andern Offiziere und umgaben das Mädchen, das vor Verlegenheit zu weinen anfing.

Ludwig verwies die Kameraden zur Ruhe, befahl dem Diener, den Invaliden mit der Kleinen in das andere Zimmer zu führen und ihnen einen Imbiß zu geben. Als sie hinausgegangen waren, sagte er: Glaubt nicht, daß ich scherze! Ich nehme das Mädchen unter meinen Schutz und ich weiß auch, wie ich für sie sorgen kann. Mein ehemaliger Erzieher hat sich verheirathet. Er ist Pastor wenig Meilen von der Stadt und wünscht Pensionaire aufzunehmen, die er zugleich unterrichten will. Er bat mich, ihm solche zu verschaffen und ich werde ihm Martha schicken, wenn der Alte sie mir geben will.

Da spiel' ich mit, Herr Kamerad! sagte Hermann lachend. Ludwig lehnte es ab, bis die Andern ihm erklärten, trotz seiner moralischen Redensarten, würden sie an unmoralische Absichten glauben, wenn er allein für Martha sorgen wolle. Selbst der Franzose erbot sich, für ihre erste Ausstattung eine kleine Summe zu opfern. Ludwig gab also endlich nach. Sie verpflichteten sich gegenseitig, für die ersten vier Jahre jährlich zweihundert Thaler zu zahlen, zu denen Ludwig als der Reichste die Hälfte geben sollte, und man rief den Invaliden herein, ihm den Vorschlag mitzutheilen.

Dieser machte Einwendungen. Er versicherte, Martha jetzt nicht entbehren zu können; sie habe so lange das Gnadenbrod bei ihm und seinem Sohne gehabt, nun sie in dem Alter sei, in der Wirthschaft zu nützen und ihm die Harfe nachzutragen, wolle er sie nicht fortgeben und was dergleichen Bedenken noch waren. Dann äußerte er Mißtrauen gegen die redlichen Absichten der Offiziere. Als diese ihm aber feierlich betheuerten, daß sie nichts Unrechtes im Sinne hätten, erbat

er sich Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen und entfernte sich mit Martha, die nicht begriff, was um sie her vorging.

Halb ernsthaft, halb scherzend besprachen die jungen Männer das Ereigniß noch eine Weile, bis ihnen das Concert und der Virtuos einfielen und sie bemerkten, daß die Stunde des Anfangs längst vorüber sei. Auch hatten sie die Lust dazu verloren; der Gedanke an die Pflegetochter, wie sie sie lachend nannten, beschäftigte sie fast ausschließlich und der Franzose meinte: Zum Teufel das Familienglück! da werden wir ernsthaft und langweilig und sind doch bis jetzt Alle zusammen nur ein Pflegevater. Ich sehe es klar, die Tugend ist lange nicht so unterhaltend als das Laster.

Im Gegentheil, sagte Hermann, mich amüsirt meine tugendhafte Absicht, wie alles Neue; denn ich habe mich in dieser Rölle des Lebens noch nicht sonderlich viel bewegt. Aber ich gefalle mir gut in der neuen Erhabenheit, die mich wie eine Gallauniform kleidet, während sie dem ehrenwerthen Ludwig bequem sitzt wie eine Interimsjacke!

Viertes Kapitel.

Nach wenig Tagen war die Angelegenheit zu allseitiger Zufriedenheit geordnet. Die bisherigen Pflegeeltern Martha's erklärten sich bereit, diese von sich zu geben, da man ihnen ein Paar Thaler als Entschädigung für des Mädchens Dienste bewilligte. Martha selbst ließ sich überreden, die Familie zu verlassen, als man ihr sagte, sie brauche dann nicht mehr den Alten in den Straßen herumzuführen und die Vorübergehenden um eine Gabe anzusprechen. Ludwig schrieb dem Pastor, daß er ihm eine Pensionairin zuweisen wolle, und dieser kam mit seiner jungen Frau in die Stadt, das Nähere zu erfahren und zu verabreden.

Rösner, so wollen wir den Pastor nennen, war

im höchsten Grade überrascht, als er von seinem ehemaligen Schüler hörte, um was es sich handle, und stellte den Offizieren, die sich bei Ludwig zusammengefunden hatten, die Verantwortung vor, welche sie übernähmen, indem sie das Mädchen aus ihrer bisherigen Umgebung entfernten. Er meinte die augenblickliche Theilnahme, mit der sie diese Angelegenheit behandelten, dürfte nachlassen, wenn sie den Reiz der Neuheit verloren haben würde. Die Ausgaben für Martha's Erziehung und Erhaltung möchten ihnen unbequem, selbst lästig scheinen. Martha würde dann ihrem Schicksal überlassen und leicht unglücklicher sein als jetzt, wo sie die Genüsse einer bessern Lebensweise nicht kenne und deshalb nicht entbehre. Als aber die Offiziere mit Wärme diese Einwendungen zu widerlegen wußten, als Ludwig, dessen feste Redlichkeit der Pastor kannte, sich erbot, nöthigenfalls allein für das Mädchen zu sorgen, erklärte jener sich bereit, Martha in sein Haus zu nehmen und ihr die Ausbildung zu verschaffen, welche die Töchter der bemittelten Bürgerklasse zu erhalten pflegen. Die

Pastorin besorgte Martha's kleine Ausstattung und am Abende nahm diese unter heißen Thränen von der Familie des Schneiders und von dem alten Invaliden Abschied, um mit dem Pastor und seiner Frau nach Wachdorf zu fahren. Dies war der Name des Kirchdorfs, in dem der Pastor lebte.

Zu Wachdorf erst fing Martha die Vorgänge der letzten Tage zu begreifen an und schien sich in ihre neuen Verhältnisse nicht finden zu können, so liebevoll sie auch von dem Rösner'schen Ehepaare behandelt wurde. Sie sehnte sich nach den Kindern zurück, unter denen sie gelebt, besonders nach dem Knaben, den sie gewartet hatte. Daß sie mit ihren jetzigen Hausgenossen beständig zusammen sein, mit ihnen zu Tische sitzen sollte, peinigte sie und sie wurde nur dann unbefangen und heiter, wenn man sie zu Dienstleistungen verwendete, die ihren früheren Obliegenheiten gleichkamen. Darauf fortbauend, beschäftigte man sie im Haushalte, ließ sie den Confirmandenunterricht besuchen und Abends mit dem Strickzeuge oder irgend einer andern

Handarbeit in dem Zimmer bleiben, in dem der Pastor seiner Frau vorlas.

An dieser Lectüre, die eigens für Martha berechnet und gewählt ward, rankte sich ihre geistige Entwickelung empor und wuchs in der Weise, welche den Pastor in Verwunderung setzte. Zuerst war es nur das poetisch Schöne, das ihre Aufmerksamkeit fesselte. Sie verstand es weniger, als sie es fühlte. Das Herz der Mädchen hat einen eignen Instinkt dafür, und das Gefühl, das sich bei ihnen früh, oft ganz plötzlich entwickelt, vertritt in Erkenntniß des Schönen den Verstand, der häufig viel später und langsamer reift. An diese Lesestunden knüpfte der Pastor die nöthigen Erklärungen für das Gelesene, und von dem Tage, an dem Martha das Vertrauen gewonnen hatte, sich Belehrungen über ihr Unverständliches zu erbitten, war die sichere Bahn für ihre Fortentwickelung gefunden; ja! es war kaum möglich, ihrem ungestümen Eifer die unerläßlich nothwendigen Schranken zu setzen.

Man hatte ursprünglich verabredet, daß in der

Weihnachtswoche die Offiziere einen Tag in das Pfarrhaus kommen sollten, um zu sehen, wie es ihrer Pflegetochter ergehe; indeß kurz vor dem festgesetzten Zeitpunkte schrieb der Pfarrer den jungen Männern, daß er es nicht rathsam fände und sie bäte, ihren Besuch zu verschieben.

Martha — sagte er in seinem Briefe — ist in einer fast gewaltsamen geistigen Entwickelung begriffen. Wir müssen sie mit großer Vorsicht abhalten, sich mit fieberhafter Hast auf das Lernen zu werfen. Der geringste äußere Anlaß regt sie zu immer erneutem Denken, zu rastlosem Forschen und Fragen an. Sie scheint in wenig Monaten geistig die ganze Kindheitserziehung, das erste Jugendblühen zu durchleben, und was mich das Merkwürdigste dabei dünkt, ist das gesunde, prächtige Gedeihen ihres Körpers. Sie werden sie recht verändert finden und sie wird Ihnen eine eben so erfreuliche Erscheinung sein, als uns.

Meine Frau und ich sind nun aber der Meinung, daß der Besuch ihrer Pflegeväter, wie Martha Sie selbst nennt, ihr eine neue und heftige Auf-

regung verursachen würde, die wir ihr ersparen möchten. Bleiben Sie also in der Stadt und krönen Sie Ihr gutes Werk, indem Sie nur an das Wohl Ihres Schützlings, nicht an das Vergnügen denken, welches Sie empfinden würden, wenn Sie Martha besuchten. Sie grüßt Sie Alle und ist wohl versorgt bei uns, denn wir gewinnen sie immer lieber."

Die Offiziere fügten sich diesem verständigen Wunsche, der Winter verging, ohne daß Einer von ihnen nach Wachdorf fuhr. Das Frühjahr brachte eine Mobilmachung, die jungen Männer verließen Berlin, und erst als sie im nächsten Winter wieder Alle beisammen waren, nahm man sich vor, mit dem Beginn der guten Jahreszeit in pleno nach Wachdorf zu fahren und zu sehen, was aus Martha geworden sei.

Da kam im Beginn des Maimonats Ludwig zu den Freunden und sagte, er habe einen Wunsch, dessen Gewährung er gern von ihnen erlangen möchte. Seit Jahren sei er gewohnt, den Geburtstag des Pastors, der in die letzte Woche des April

falle, mit diesem Freunde zu verleben, und die Kameraden würden ihm einen wirklichen Liebesdienst erweisen, wenn sie ihm erlauben wollten, diesen Tag allein hinauszureiten.

Alle lachten, als er diese Bitte so ernst und dringend aussprach. Das kleine Abenteuer war mit der Zeit und vor den Zerstreuungen des Winters bei den jungen Männern ziemlich in den Hintergrund getreten. Sie dachten wol bisweilen daran, aber ohne sonderliche Theilnahme, und konnten kaum begreifen, wie Ludwig solch' große Wichtigkeit darauf lege. Ob er schon jetzt hinausreite, ob erst zu Pfingsten, war ihnen vollends ganz gleichgültig, und sie überließen dies gänzlich der Neigung ihres Kameraden. So war weiter nicht davon die Rede, und am Geburtstage des Pfarrers machte sich Ludwig in aller Frühe auf den Weg, um den Freund in seiner ländlichen Einsamkeit zu überraschen.

Es war ein Sonntags-Morgen. Die Sonne stand hell am Himmel und beschien erwärmend die braune Erde, welche ihr in feuchten Dämpfen ent-

gegenathmete. Aus den Schollen der frisch geeggten Felder schwangen sich die Lerchen empor, heller und jubelnder schmetternd, je weiter sie in die höhern Regionen der Luft kamen. Die Bäume waren voller Knospen, die sich in sehnsüchtiger Hast aus der zarten Hülle hervordrängten, als beneideten sie das junge Gras, dessen lichtes Grün schon seit einigen Tagen das Menschenauge erquickte. Eine neue Triebkraft verrieth sich, wohin man den Blick wendete; Alles wollte hinaus in die Luft, an das Licht, in die schöne Welt; Alles schien nach einem höchsten Glücke zu ringen oder es zu genießen. Es war wieder einmal Frühling geworden!

Die Straßen der Stadt lagen hinter dem Reiter, die stille Natur umfing ihn mit ihrer jugendlichen Frische und Schönheit. Sein Herz schlug schnell in unbestimmter Sehnsucht. Er hätte die Bäume an seine Brust drücken, die Luft in durstigen Zügen einschlürfen mögen und sich für vollkommen glücklich gehalten, ohne das Gefühl jener schmerzlichen Sehnsucht, die ihn trieb, ein Etwas zu suchen, für das er den rechten Namen nicht fand.

Bald langsam in Träumereien versunken, bald in freudiger Erregung den Schritt des Pferdes beschleunigend, langte er in der neunten Morgenstunde in Wachdorf an, als die Glocken zum Gottesdienst läuteten und einzelne, verspätete Kirchengeher in sonntäglichem Schmucke dem Heiligthume zueilten. Er ritt in den Pfarrhof, überließ dem Kutscher die Sorge für sein Pferd und begab sich nach der Kirche, da er hörte, daß der Pfarrer und die Frauen schon dorthin gegangen seien. Als er in das schmucklose Gotteshaus trat, war das Lied bereits gesungen, Rösner stand vor dem Altare und Ludwig trat seitwärts, um nicht die Aufmerksamkeit des Predigers auf sich zu ziehen und zu stören.

Seine Blicke suchten sogleich nach Martha. Sie saß in der Pfarrbank neben der Pastorin. Er erkannte sie, aber er traute seinen Augen nicht. Martha war in den anderthalb Jahren bedeutend gewachsen, die unentwickelten, kindlichen Formen hatten sich zu mädchenhafter Fülle gerundet, und obgleich sie eben erst ihr sechszehntes Jahr ange-

treten hatte, war sie das Bild einer vollendeten Jungfrau. Reiche goldblonde Flechten umgaben die schöne, reine Stirne, unter der die großen dunkelblauen Augen, von langen Wimpern beschattet, kindlich demüthig hervorsahen. Ihre Farbe war nicht lebhaft und hatte etwas so Helles, Durchleuchtetes, daß Ludwig meinte, nie ein Aehnliches gesehen zu haben als in den Bildern der altdeutschen Maler. Sie glich wirklich in ahnungsvoller Unschuld einer Madonna, und ihr schlichtes, schwarzwollenes Kleid mit dem kleinen weißen Kragen, aus dem der zierliche Hals nur ein wenig hervorblickte, selbst das dunkele Tafelwerk des Kirchstuhles, in dem sie saß und von dem sie wie von einem antiken Rahmen eingeschlossen ward, trugen dazu bei, die Aehnlichkeit zu erhöhen.

Ludwig versank in Anschauen und nur wie aus weiter Ferne tönten die Worte der Predigt an sein Ohr, ohne seine Seele zu berühren, die ausgefüllt ward von dem Entzücken über Martha. Regungslos stand er da, bis der letzte Ton des Liedes verklungen war, bis die Pfarrerin sich erhob und

beide Frauen die Kirche verließen. In der Kirchthüre trat er an sie heran, und kaum hatte Martha den Lieutenant erblickt, als sie mit freudestrahlendem Gesichte sich herabneigte und die Hand, die er ihr zum Willkommen geboten hatte, an ihre Lippen drückte.

Beschämt und gänzlich verwirrt sah Ludwig sie an. Er wollte sie umarmen, aber er wagte es nicht; er wollte ihr Etwas sagen und konnte die Worte nicht finden. Verlegen stand er dem Mädchen gegenüber und erst die Frage der Pfarrerin, ob er allein gekommen sei, gab ihm die gewohnte Haltung wieder.

Man ging in das Haus, wo bald darauf Rösner anlangte, hoch erfreut den jungen Mann zu sehen. „Ich wußte, mein Ludwig," sagte er, „daß Du heute meiner denken würdest; aber ich fürchtete, Du würdest vielleicht nicht, wie sonst, zu mir kommen. Sei mir also doppelt gegrüßt, da ich mit Dir auch mancherlei besprechen möchte."

Martha kam und ging, wie ihre häuslichen Geschäfte es nöthig machten. Sie deckte den Tisch

für die Mittagsmahlzeit, ordnete bald dies, bald jenes und schien in keiner Weise durch die Anwesenheit des Gastes beunruhigt oder gestört. Mit größter Aufmerksamkeit achtete sie auf seine Bedürfnisse, suchte sie, soweit als möglich zu errathen, und war seelenfroh, wenn sie das Rechte getroffen hatte.

Als der Mittag vorüber war, bei dem Martha das Tischgebet gesprochen, schickte der Pfarrer sich an nach einem benachbarten Dorfe zu fahren, wo er eine Taufe zu verrichten hatte. Seine Frau begleitete ihn zum Wagen und Martha blieb mit dem jungen Mann allein. Sie saß mit ihrem Strickzeuge am Fenster, Ludwig ihr gegenüber.

Liebe Martha! sagte er, indem er ihre Hand ergriff, Du bist nun schon anderthalb Jahre hier; nun wirst Du mir wohl sagen können, ob es Dir hier gefällt? ob Du zufrieden bist?

Zufrieden? wiederholte Martha, die bis dahin nur wenig gesprochen hatte. Zufrieden? Fragen Sie doch draußen die Vögel, die erstarrt und elend den Winter verlebt haben, ob sie im Sonnenschein

zufrieden sind? Ich fange ja erst an zu leben, ich weiß ja vor Glück gar nicht, was ich zuerst thun soll, ob weinen oder lachen; und all das Gute danke ich Ihnen, gnädiger Herr!

Es freute Ludwig, sie glücklich zu sehen; die Art, in der sie sich ausdrückte, überraschte ihn angenehm, nur daß sie ihn, wie die dienende Klasse es zu thun pflegte, gnädiger Herr, anredete, war ihm empfindlich und berührte ihn widerwärtig. Er wollte ihr sagen, sie solle ihn Ludwig nennen, aber plötzlich fiel es ihm ein, daß dann die Kameraden eine gleiche Anforderung machen könnten, und er unterdrückte den Vorschlag schnell.

Sehnst Du Dich nach der Stadt? fragte er.

O nein! antwortete sie. Ich glaube nicht, daß man aus dem Himmel wieder auf die Erde möchte. Oder doch! meine Mutter mag sich wohl oft nach mir gebangt haben, als sie starb und mich unter den fremden Menschen allein lassen mußte. Glauben Sie nicht? Und ich sehne mich oft auch nach dem alten Vater, und nach dem Kleinen sehr oft. Aber wenn die Frau Pfarrerin selbst ein Kleines

haben wird, dann werde ich das pflegen und warten, und dann wird's erst recht schön hier sein.

Hast Du Kinder lieb?

Sehr lieb! Was sollte auch aus ihnen werden, wenn man sie nicht lieb hätte! Sie müßten ja umkommen.

Aber Du wirst nicht mehr so viel lernen können, Martha, wenn Du das Kleine von der Pfarrerin zu warten bekommst.

Ich werde schon! wenn es schläft, setze ich mich mit dem Strickzeug an die Wiege und sage mir Alles innerlich vor, was ich gelernt habe; und wenn die Pfarrerin selbst es wartet, dann lerne ich Neues. Wenn es nur erst da wäre! Kommen Sie einmal in die andere Stube, da steht schon die Wiege.

Sie nahm ihn an die Hand, führte ihn vor die Wiege, zeigte ihm die kleinen Betten, das Kinderzeug, die Jäckchen und Häubchen, an denen sie genäht, und schien selbst ganz in der Bewunderung verloren, als ob sie all die Dinge zum erstenmale betrachtete. Martha war unbefangen wie ein Kind vor dem Schränkchen ihrer Puppe,

während Ludwig sie entzückt anstaunte und ihre Natürlichkeit, ihr weiblich wahres Wesen bezaubernd und rührend fand.

Er hatte sich vorgenommen, schon am Nachmittage wieder fortzureiten, indeß fühlte er die größte Neigung zu bleiben und die gezwungene Abwesenheit des Pfarrers bot ihm einen erwünschten Grund, seinen Aufenthalt in Wachdorf bis zum andern Morgen zu verlängern.

Mit der Pfarrerin erwartete er auf dem Balkon vor der Hausthür die Rückkehr des Freundes. Martha schnitt im Garten die ersten Kräuter von den Beeten, um sie für die Abendsuppe zu benutzen, während die Pfarrerin die Anstelligkeit und die große Gutmüthigkeit des Mädchens rühmte. Als Martha ihre kleine Arbeit im Garten beendet hatte, ging sie durch eine Seitenthüre in das Haus und kam darauf mit einem Mäntelchen für die Pfarrerin und mit Ludwigs Mütze zurück. Sie gab Jedem das Seine und sagte: Es wird kühl! wenn nur der Herr Pastor bald käme, daß er sich nicht wieder erkältet.

Und Du, Martha, nimmst Du kein Tuch? fragte Ludwig.

Ich bin's so gewöhnt, im Kalten zu sein, sagte sie. Ich dachte nur an die Frau Pfarrerin. Damit küßte sie dieser die Hand und entfernte sich wieder.

Alles, was sie that und sagte, war ganz gewöhnlich, aber es lagen eine Demuth, eine Zartheit über ihr ganzes Wesen ausgebreitet, die etwas Besonderes auch aus dem Einfachsten machten und, verbunden mit Martha's Schönheit, den jungen Mann auf das Lebhafteste fesselten.

Erst am Abende kehrte Rösner zurück; man versammelte sich zur Mahlzeit und das Gespräch wendete sich bald auf den Besuch, den die andern Offiziere in der nächsten Zeit bei ihrer Pflegetochter abstatten sollten. Der Pfarrer wünschte, daß man einen Wochentag dazu wählte, damit er sich ausschließend den Gästen widmen könne, und fragte, ob der junge Franzose dabei sein würde?

Nein! sagte Ludwig, er ist schon seit zwei Monaten fortgereist. Nur ich, Hermann und Rudolph

kommen heraus und die beiden Letztern werden gewiß eben so erfreut über Martha sein, als ich.

Er wurde roth bei diesen Worten und Martha sagte:

Wenn sie doch nicht kämen.

Man sah sie verwundert an und sie fügte hinzu: Ich fürchte mich vor den Herrn.

Aber warum denn? fragte die Pfarrerin. Sie sind Dir gut und freundlich begegnet und sind Deine Wohlthäter!

Ich will ja Alles thun, ihnen dankbar zu sein, aber ich fürchte mich vor ihnen, wiederholte sie.

Eine häusliche Verrichtung nöthigte sie, das Zimmer zu verlassen, und Rösner meinte: Ich habe damals willig zu Deinem Vorschlage in Betreff Martha's die Hand geboten, lieber Ludwig, weil mir das Unternehmen löblich schien, und das ist es in jeder Weise. Nur will mir, da Martha so schnell heranwächst und schön wird, die unmittelbare Einwirkung von Euch jungen Leuten auf sie nicht gefallen. Ich weiß nicht, wie sich das gestalten soll. Du nennst Martha Du; es ist mir

selbst, als hättest Du ein Recht dazu, aber Deine Freunde werden dies ebenfalls thun. Nun denke Dir ein schönes, erwachsenes Mädchen, das in solcher Beziehung zu jungen Offizieren steht. Wie soll das werden?

Ich werde Martha nicht mehr Du nennen, rief Ludwig, denn Du hast Recht, das geht nicht an.

Dies ist nur eine Kleinigkeit, meinte der Pfarrer, aber Martha's ganzes Wesen macht mir Sorge. Mir fiel gleich in den ersten Tagen ihre große Empfänglichkeit für Poesie auf, und ich habe seitdem bemerkt, daß sie bald hier, bald dort in ihren Büchern, neben den aufgegebenen Arbeiten Verse schreibt, die, so unbedeutend sie an sich sein mögen, doch geradezu überraschend sind, wenn man die Verhältnisse erwägt. Wir thun, als ob wir es nicht beachten; aber ich muß Dir die Sachen einmal zeigen, wenn Martha zu Bett und keine Störung zu befürchten sein wird, wie jetzt, wo ich sie kommen höre.

Das Zimmer für Herrn von G... ist in Ordnung, sagte sie, ich komme nur noch gute Nacht

sagen. Sie küßte der Pfarrerin die Hand und fragte Ludwig, wann er am Morgen fortreiten wolle.

Sehr früh, liebe Martha! entgegnete er, denn ich habe Dienst um Acht Uhr. Ich denke, nach fünf spätestens.

Sehr wohl, sagte sie im Tone der Dienstbarkeit und ging hinaus.

Es war natürlich, daß Martha in dem kleinen Haushalt und bei dem oft leidenden Zustande der Pfarrerin die Sorge für die Wirthschaft anheimfiel; aber Ludwig war angenehm davon überrascht und es machte ihm Freude, sie so gewandt zu sehn und ihre Sorgfalt für ihn in mannichfachen kleinen Zügen zu erkennen.

Nach ihrem Fortgehen holte der Pfarrer aus einem Schranke ihre Bücher herbei. Zwischen gelösten Rechenaufgaben fanden sich bald hier, bald dort, an den Rand, auf das Löschlatt kleine Verse verzeichnet.

Die Gedanken sowohl, als die Wendungen waren sehr einfach, indeß sprach sich Martha's

kindlich weiches Wesen in jeder Zeile aus und der Umstand, daß sie bisher fern von aller Bildung gelebt hatte, ließ auf ein ursprünglich sinniges poetisches Gemüth schließen. Ludwig war davon entzückt, der Pfarrer aber schüttelte bedenklich das Haupt und sagte: Ueberlege einmal, was aus Martha werden soll, wenn diese Anlagen, die sich so urplötzlich entfalten, wachsen und einen größern Spielraum verlangen? Wir glaubten, eine kleine Meise eingefangen zu haben, und es könnte leicht eine Lerche sein, die ganz andere Regionen suchen dürfte, als wir ihr anweisen wollen. Bei Martha verbirgt sich in mädchenhafter Zartheit eine tiefe, leidenschaftliche Natur, die sich schon jetzt oft in kleinen Zügen verräth. Das kann für sie grade einst sehr bedenklich we rden.

Ludwig meinte, für diese Besorgnisse sähe er noch gar keinen Grund und man müsse jedenfalls die Natur gewähren und sich frei entwickeln lassen. Erst wenn diese den Weg andeute, den sie nehmen wolle, könne man feste Beschlüsse über Martha's Zukunft fassen.

Das glaube ich auch, stimmte ihm die Pfarrerin bei, laßt Gott walten. Das ganze Ereigniß hat sich schon so sonderbar gestaltet, Martha ist auf so eigenthümliche Weise aus ihrer gewohnten Umgebung, aus ihren früheren Verhältnissen gerissen worden, daß ich meine, der Herr des Himmels, der dies gefügt, werde uns auch weiter helfen. Ich sorge dafür, sie tüchtig im Hause zu beschäftigen, sie zu einer wackern Hausfrau zu bilden, sie sieht und hört bei uns nichts Uebles, darum seid unbesorgt und wartet ab, was es werden wird. Mehr als das Rechte wollen, kann man ja nicht.

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Morgen war Ludwig früh erwacht und in das Wohnzimmer gekommen. Alles im Hause schlief noch, nur Martha saß an dem zierlich geordneten Kaffeetische und wartete des Gastes.

Sind Sie schon auf? fragte Ludwig, eingedenk des Versprechens, das er am vorigen Abende dem Pfarrer gegeben hatte, sie nicht Du zu heißen. Ich wähnte, der Erste wach zu sein, aber Sie sind mir zuvorgekommen.

Martha sah ihn befremdet an. Sie sagen nicht mehr Du zu mir, mein Herr? fragte sie den Lieutenant.

Nein, Martha, Sie sind erwachsen, und der Herr Pastor meint, es sei nicht angemessen, daß

wir, ich und die Andern, Sie noch wie ein Kind behandelten, antwortete Ludwig mit einer Verlegenheit, deren Grund er nicht begreifen konnte.

Die Andern? wiederholte Martha, die sind auch nicht meine Wohlthäter.

Du thust ihnen unrecht, sagte Ludwig; sie meinen es eben so gut mit Dir, als ich.

Nein! rief Martha eifrig, ich denke immerfort an den Tag, an dem ich mit dem Vater bei Ihnen in der Stube war. Sie allein hatten Mitleid mit mir, Sie erbarmte meine Verlassenheit, Sie wollten mir helfen. Die Andern thaten es nur, weil es ihnen Spaß machte, die haben mich nicht lieb.

Und woher weißt Du, daß ich Dich lieb habe? fragte Ludwig.

Ich glaube es, antwortete sie mit sicherster Bestimmtheit.

Glaube immer! sagte Ludwig und reichte ihr die Hand, als der Pfarrer eintrat.

Bald nachher ritt der Lieutenant davon, ohne mehr mit dem Mädchen gesprochen zu haben. Zu Pfingsten sollte er wiederkehren.

Der Gedanke an Martha beschäftigte ihn längs des Weges. Es kam ihm vor, als habe er nie ein reizenderes Mädchen gekannt, als sie. Er glaubte nie eine ähnliche Ruhe und Zufriedenheit gefühlt zu haben, als in Wachdorf. Die kleine Stube, die schlichten Möbel dünkten ihm unendlich schöner, als Alles, was er bisher gesehen hatte. Die Zufriedenheit, das Glück des Pastors, der beseligt war durch die Liebe seiner jungen Frau, durch die Hoffnung auf sein Kind, schienen ihm das höchste Ziel menschlichen Strebens zu sein; und Bilder, Gedanken, denen er nicht nachzugeben wagte, gaukelten in schwankenden Gestalten vor seinem Innern.

Er war in der Stadt, er war schon im Dienste, während seine ganze Seele noch bei den einfachen Erlebnissen des vergangenen Tages verweilte. Es war ihm lästig, daß Herrmann und Rudolph ihn auf der Parade fragten, wie es der kleinen Tochter des Regiments ergehe?

Sieht sie noch so schwächlich aus? rief Herrmann, oder verspricht sie, meinen Erwartungen und Verkündigungen Ehre zu machen?

Martha ist sehr schön, sagte Ludwig.

Sehr schön! und das meldest Du so ruhig! lachte Rudolph. Da wird ja der Pflegevater-Posten gefährlich! Stelle Dir vor, wenn wir uns alle Drei in sie verliebten! Was Teufel sollte dann daraus werden? wer sollte sie dann haben!

Mit solchen Gedanken darf man nicht an sie denken, sagte Ludwig ernst. Das Mädchen muß uns heilig sein wie unsere Ehre. Ich war der Erste, der sich Martha's annahm, und ich werde dafür einstehen, daß kein Blick ihr zu nahe trete.

Ist das nur einer von Deinen gewohnten Tugendanfällen, fragte Hermann, oder hast Du schon gestern Dich in unser Kind verliebt?

Tollheit! meinte Ludwig achselzuckend.

Sei doch ehrlich! rief Hermann. Sieh, ich bin heute in der Stimmung, einen Menschen glücklich zu machen. Ich kenne unsere schöne Tochter noch nicht, ich empfinde noch gar nichts für sie; heute könnte ich sie Dir willig zur Gemahlin geben, wenn Du bei uns in aller Form um sie anhalten wolltest.

Was später sein wird, kann ich nicht versprechen, also erkläre Dich heute.

Ludwig gab keine Antwort, entfernte sich und ließ die beiden andern Offiziere stehen, die noch lange über seinen Ernst lachten; denn ihnen blieb die ganze Angelegenheit ein kleines scherzhaftes Abenteuer, während sie für Ludwig eine Gewissens- und fast schon eine Herzenssache geworden war.

Nach einiger Zeit meldete der Pfarrer den Offizieren, daß ihm ein Sohn geboren sei und daß er deshalb nicht bestimmen könne, ob seine Frau bis zu Pfingsten schon wohl genug sein würde, die drei jungen Männer bei sich zu sehen. Hermann und Rudolph ärgerten sich über die Verzögerung, denn sie versprachen sich in Wachdorf einen guten Tag voll fröhlicher Scherze und gefielen sich, so oft sich die Unterhaltung auf Martha wendete, in den possenhaftesten Ausmalungen der Zukunft.

Ludwig hingegen ließ sich, aus Scheu vor der Zusammenkunft, den Aufschub des Besuchs gern gefallen. Ihm bangte vor dem Leichtsinn der

Andern, der leicht Martha's Gefühle verletzen konnte; und jede Vorstellung, jede Andeutung, die er den Kameraden in dieser Beziehung machte, ward von ihnen mit zahllosen Neckereien beantwortet. Dadurch gerieth Ludwig in eine Spannung und Erregung, die ihm sonst fremd war, und nie im Leben hatte er sich so peinlich beklemmt gefühlt, als an dem Tage, an dem endlich der gemeinsame Ritt nach Wachdorf zu Stande kam.

Je näher sie dem Dorfe waren, je fröhlicher wurden Hermann und Rudolph, je schweigsamer Ludwig. Endlich langten sie vor dem Pfarrhause an und gleich vor der Thür sahen sie Martha.

Sie saß auf dem von Flieder beschatteten Balkon, in demselben schwarzen Kleide, in dem Ludwig sie früher gesehen hatte, und hielt das eingeschlummerte Knäblein der Pfarrerin auf ihrem Schooße. Behutsam stand sie auf, um das Kind nicht zu erwecken, verneigte sich sittsam, wollte den Gruß der jungen Männer erwidern und fand vor Verlegenheit keine Worte, bis sie auf die Frage nach der Pfarrerin mit glühendem Erröthen die

Antwort gab: Ich werde sie gleich holen, meine Herren.

Ludwig athmete auf, als sie sich entfernte. Jeden Blick, den die Kameraden auf Martha richteten, hatte er wie ein glühendes Eisen in der Brust empfunden, und doch waren Beide ihr wie einer Fürstin begegnet, denn die hohe Schönheit, die zauberische Einfalt von Martha's Erscheinung hatten sie überrascht.

Aber das ist ja ein Götterbild! rief Hermann. Herr des Himmels, das habe ich der kleinen Mädchenknospe selbst nicht angesehen, daß sie solch' prächtige Blume werden könne. Martha übertrifft meine kühnsten Erwartungen!

Die würde Aufsehen machen in der Stadt! meinte Rudolph.

Beide aber und auch Ludwig konnten Martha gegenüber ihrer Befangenheit nicht Meister werden.

Der Tag verging in einer für alle Theile unbequemen Spannung. So oft Hermann oder Rudolph einen ihrer fröhlichen und dreisten Scherze machen wollten, trafen sie die ernsten Blicke der

Pfarrerin, oder Ludwigs Augen, von denen sie rastlos bewacht wurden. Martha hielt sich in scheuer Entfernung, und Ludwig, zu dem sie sich einige Male mit dem früheren Vertrauen wendete, wagte nicht, es anzuerkennen, aus Furcht, die beiden Andern könnten ebenfalls eine Annäherung versuchen. Während der Mahlzeit sprach man von Musik, und die Pfarrerin erzählte, daß Martha eine gute Stimme habe. Sie sollte Etwas singen, aber sie lehnte es ab, in einer so entschiedenen Weise, wie man sie an ihr nicht gewohnt war, und entfernte sich unter dem Vorwande, das Kind bedürfe ihrer.

Ludwig folgte ihr nach. Er fand Martha an der Wiege des Kleinen in tiefer Niedergeschlagenheit.

Was fehlt Ihnen, Martha? fragte er besorgt, Sie sind traurig; und Sie fühlten sich doch so glücklich, als ich Sie zuletzt gesehen habe?

Ja! sagte sie, ich bin traurig. Seit Sie heute morgen mit Ihren Freunden angekommen sind, komme ich nicht aus der Angst heraus. Ich könnte weinen, so oft man mit mir spricht. Wenn nur kein Unglück passirt.

Thörichtes Kind, wie können Sie sich mit solchen Gedanken quälen? Für wen fürchten Sie denn? fragte Ludwig.

Ich weiß nicht! rief Martha und brach mit den Worten: ach! ich weiß ja nicht! in leises Weinen aus.

Ludwig ergriff ihre Hände, und sanft lehnte sich der Kopf des Mädchens an seine Schulter, als Hermann hereintrat und sagte, man suche die Beiden, um zu einer Bauernhochzeit ins Dorf zu gehen.

Martha flog wie ein erschrecktes Reh davon und Herrmann rief lachend: Höre, Ludwig! Du nimmst Dir für Deinen halben Pensions-Antheil mehr als die Hälfte von Martha's Tochterliebe; dies ist Unrecht von Dir. Du bewachst uns: das lassen wir uns gefallen, wenn Du Dich selbst bewachst. Aber Dir brennt ja die helle Herzensliebe aus den Augen. So haben wir es nicht gemeint, daß Du das Mädchen für Dich erziehst und wir das Zusehen haben.

Bist Du denn gar keines reinen Gedankens mehr fähig? fragte Ludwig mit Tadel und doch verlegen.

Eines gesunden Gedankens gewiß! antwortete Jener. Und wenn ich den Kopf eines hübschen Mädchens an der Schulter eines Offiziers erblicke, so weiß ich genau, was ich davon zu halten habe.

Ludwig fuhr auf und wollte sich vertheidigen, die Erscheinung der Uebrigen machte es unmöglich.

Man ging in das Bauernhaus, in dem die Hochzeit gefeiert wurde. Auch die Familie des Amtmannes war für eine Stunde hingekommen, und nachdem der Bräutigam die Amtmannstöchter und Martha zum Tanze aufgeführt hatte, wagten andere Bauerburschen die gleiche Gunst zu verlangen. Auch die Offiziere traten in die Reihe der Tänzer.

Hermann forderte Martha auf und sagte: Kommen Sie, Fräulein Tochter! lassen Sie uns versuchen, wie Sie mit Ihrem Papa zurechte kommen. Mit sicherem Arme umschlang er die feine Gestalt und schien es kaum zu wissen, wie brennend seine Blicke auf ihr ruhten. Martha! sagte er, als sie während einer Pause zu Athem kamen, was hat Ludwig von Dir gewollt, als ich ihn bei Dir fand?

Martha sah ihn befremdet und schweigend an.

Sprich aufrichtig, Kind! rief er, ich bin ja Dein Vater auch; will Ludwig uns Deine ganze Zärtlichkeit rauben? Ich sah es wohl, wie zutraulich Du Dein Köpfchen an seine Schulter lehntest, warum liegst Du denn so spröde in meinem Arm? Du mußt all Deine Väter mit gleicher Liebe behandeln, lieber Schatz! denn Deine Kindesliebe ist unser Gemeingut, vergiß das nicht!

Verschüchtert machte sich das Mädchen von ihm los und setzte sich neben die Pfarrerin nieder. Da trat Rudolph heran: Martha! sagte er, warum wollten Sie nicht singen, als wir Sie darum baten? eine Tochter muß gehorsam sein. Wir lassen Sie vielleicht Sängerin werden. Was meinen Sie dazu.

Martha schüttelte verneinend den Kopf.

Denken Sie sich nur eine Sängerin! All' die Blicke, die an ihr hängen, der entzückte Beifall der Menge, Ehre, Reichthum, die glänzendsten Cavaliere zu Verehrern und Liebhabern und die Freude Ihrer Väter, Sie so bewundert, so begehrt zu sehen! Auf Ehre! Martha! Sie sollen zur Bühne.

Die Heinefetter ist auch ein Harfenmädchen gewesen, ehe sie ihre glänzende Laufbahn begann.

Martha hörte mit sichtlicher Angst den Worten zu, deren Sinn sie kaum verstand, und es war ihr, als erlöse man sie aus einem beängstigenden Traume, als Ludwig nach der Uhr sah und zur Heimkehr mahnte.

Im Pfarrhof standen die Pferde für die Offiziere gesattelt, man nahm einen Imbiß ein und schickte sich zum Abschiede an. Da suchte Martha unbemerkt in Ludwig's Nähe zu gelangen und sagte: Gnädiger Herr! kommen Sie doch nicht wieder!

Willst Du mich nicht mehr sehen, Martha?

Nein, nein; lieber gar nicht, als in Gesellschaft der Andern.

Martha! rief Ludwig heftig, was thaten sie Dir?

Nichts, gar nichts, ich habe Angst und Furcht vor ihnen.

Auch vor mir?

Sie wollte ihm statt der Antwort die Hand küssen, er hinderte es. Die beiden andern Offiziere kamen ebenfalls, ihr Lebewohl zu sagen, und alle Drei ritten davon.

Sechstes Kapitel.

Man legte den Weg schweigend zurück; am Thore, wo man sich trennte, sagte Rudolph: Kameraden, wir stehn auf dem Punkte, einen dummen Streich zu machen, wir wollen suchen dies zu vermeiden. Kommt morgen früh zu mir, wir müssen uns verständigen, damit unsre alte Freundschaft nicht durch das Mädchen zerstört werde.

Die ganze Nacht durchsann Ludwig, welche Vorschläge man ihm in Bezug auf Martha machen würde. Er selbst überlegte, ob die Kameraden geneigt sein möchten, ihm allein die Sorge für das Mädchen zu überlassen. Er wünschte dies sehnlichst. Martha war für ihn das Ideal ursprünglicher Weiblichkeit. Er konnte es sich nicht verhehlen, daß er

sie liebe. Er wollte sie erziehen, sich erfreuen an dem allmäligen Wachsthum ihres Geistes; dann sollte sie, die ganz sein Werk, sein eigen war, auch seine Gattin werden. — Sie sollte ihn aussöhnen mit den Frauen; in ihrer Treue, in ihrer Unschuld wollte er Entschädigung suchen für den Verrath, der an ihm begangen worden war. In irgend einem schönen Theile Deutschlands wollte er sich ankaufen und dort, zufrieden wie sein Freund Rössner, in trauter Stille mit der Geliebten leben. Er malte sich diese Zukunft in den rosigsten Farben aus und hatte sich ganz in das Glück verloren, als der Gedanke an seine Eltern, an seine Mutter besonders, ihn daraus emporschreckte.

Kein Schlaf kam in seine Augen. Am Morgen, da man sich bei Rudolph versammelte, war Ludwig bleich und verstört. Auch die beiden andern Offiziere schienen in unangenehmer Stimmung.

Ich habe Euch fragen wollen, wie es mit Martha gehalten werden soll? begann Rudolph. Sie ist zu schön, als daß man ihr gegenüber kalt bleiben könnte, und gestern schon, bei dem ersten Zu-

sammentreffen mit ihr, haben wir uns alle Drei wie die Thoren benommen und sind nahe daran gewesen, uns zu entzweien. Wenn wir öfter hinauskommen —

Erlaube mir einen Vorschlag, sagte Ludwig, ich habe die Sache die ganze Nacht überlegt. Martha soll fort von hier und zu meiner Mutter, die sich ihrer gern annehmen wird.

Und dann forderst Du Urlaub oder den Abschied, gehst nach Hause, setzte Hermann hinzu, und schreibst uns, wie selig Du Dich fühlst in der Nähe der Holden. Nein! so geht's nicht.

Aber machst Du denn irgend einen persönlichen Anspruch an Martha? fragte Ludwig.

Machst Du ihn nicht? rief Herrmann.

Ihr streitet schon wieder! fiel Rudolph ein, und ich sehe nur einen Ausweg. Martha muß fort, muß eine Bestimmung erhalten, die ihrer Schönheit angemessen ist. Wir wollen sie nach Leipzig schicken und für das Theater erziehen lassen, da kann sie sich bald selber helfen und bald selber sagen, was sie will.

Der Vorschlag gefiel Herrmann, aber Ludwig widersetzte sich ihm. Man stritt hin und her, und da man sich nicht vereinigen konnte, blieb für's Erste Alles, wie es gewesen war; nur das herzliche Verhältniß zwischen den Kameraden stellte sich nicht in der früheren Reinheit her. Man gab sich das Wort, immer nur zu Dreien nach Wachdorf zu gehen, und in dem Mißtrauen, das Einer gegen den Andern hegte, schob man den Zeitpunkt des nächsten Besuches stets weiter hinaus, wenn einmal Einer der jungen Männer den Vorschlag dazu machte.

Dies steigerte Ludwig's Sehnsucht, und mit der Sophisterei der Liebe fing er an zu überlegen, ob er Martha nicht schreiben müsse, um sie von der ihr drohenden Wendung der Verhältnisse zu benachrichtigen. Kaum war der Gedanke in ihm entstanden, als die Ausführung folgte. Er schrieb also:

„Liebe Martha! Du wirst Dich gewundert haben, uns so lange nicht zu sehen; Du könntest glauben, wir hätten Dein vergessen, aber dem ist

nicht so. Hermann und Rudolph, die Du nicht gern in Deiner Nähe hast, mein liebes Kind, wollen nicht, daß ich Dich ohne sie besuche, und um Dir eine unangenehme Empfindung zu ersparen, raube ich mir selbst die Freude, Dich zu sehen."

„Ja, meine theure Martha! eine Freude, ein Segen bist Du mir. Du weißt es nicht, holdes Kind, wie das Leben uns verwundet, wie es uns unerbittlich den Glauben an das Gute und Schöne zerstört. Die Menschen sind nicht so gut, als sie es sein sollten. Man darf nicht Jedem trauen, und das macht elend und verzagt. Ich bin manchmal eines Daseins müde geworden, in dem Alles auf Eigennutz und Berechnung gegründet ist — Alles, selbst die Liebe!"

„Aber warum sagte ich Dir das, die Du es nicht verstehst und nie verstehen sollst! Dir, aus deren lieben Augen Wahrheit und Reinheit in meine Seele strahlt! Vielleicht, Martha, weil ich die Freude entbehren muß, die mir daraus erwächst. Daß es für Dich geschieht, der ich Vater, Bruder

und Stütze sein will durch das ganze Leben, macht mir die Entsagung leichter."

„Liebe Martha! den Brief darfst Du Niemand, selbst der Pfarrerin, nicht zeigen. Ich schreibe Dir, um Dich zu benachrichtigen, daß wir nun bald einmal nach Wachdorf kommen werden. Sollten die Andern Dich fragen, ob Du Neigung für das Stadtleben hättest, ob Du wol Schauspielerin werden möchtest, so antworte ganz entschieden, daß Du es nicht willst. Ich, Dein treuester Freund, fordere das von Dir."

„Du weißt, wie es mich freut, daß Du mir vertraust; thue es ganz und überlaß Dich unbedingt meiner Leitung. Zeige den Andern nicht, daß Dir ihr Besuch unwillkommen ist. Du kränkst sie dadurch und das verdienen sie nicht. Gieb mir keinen Vorzug vor ihnen, ich bedarf der äußeren Beweise Deines Vertrauens nicht, denn ich fühle in mir, wie sehr ich es verdiene und besitze. Adieu, liebe Martha! Mein Reitknecht bringt Dir den Brief. Er hat Aufträge an Rösner, und willst Du, scheint es Dir nöthig, so könnte er eine Antwort von Dir

mitnehmen, die er sicher besorgen wird. Adieu, Martha! weißt Du, es sind fast vier Monate, seit ich Dich nicht gesehen habe. Adieu, mein liebes, liebes Kind!"

Mehrmals überlas Ludwig den Brief und war vollkommen zufrieden mit dem Ton desselben, der ihm recht väterlich erschien, mit den Empfindungen verglichen, welche er während des Schreibens gefühlt hatte. Daß er mit vollendeter Treulosigkeit gegen seine Freunde handle, daß er Martha zu einer heimlichen Intrigue verleite, fiel ihm nicht ein. Er wollte sie vor der Versuchung, vor den möglichen Gefahren behüten, die ihr durch die beiden andern Offiziere drohen konnten, und bereitete ihr selbst viel größere, ohne die geringsten Zweifel dabei zu hegen, in der Absicht, ihr zu nützen. Er folgte seiner Eingebung, seinem Gefühl, aber das Gefühl ist ein Kompaß, dessen Nadel ganz unzuverlässig von einem Extreme zu andern schweift; das Gefühl ist nicht wie jene Fixsterne, die dem Schiffenden zur Richtschnur dienen in den dunkeln, stürmischen Nächten des Lebens; es gleicht dem

trügerischen Irrlichte, das uns nur zu leicht und zu oft mit blendend schönem Scheine in das Verderben lockt.

Der Reitknecht ward abgesendet und in höchster Ungeduld erwartete Ludwig die Rückkehr desselben. Erst spät am Abende kam er und brachte folgende Antwort von Martha:

„Lieber Herr von G....! mir zittert die Hand, mit der ich schreibe, weil ich fürchte, es könne Jemand kommen, und Sie wollen ja, es solle Niemand wissen, daß ich Ihnen schreibe. Es fällt mir sehr schwer, es auch der Frau Pfarrerin zu verschweigen, die immer sagt, Wahrheit sei die erste Tugend. Wenn Sie es mir aber befehlen, muß es wohl geschehen, und Sie werden ja auch kein Unrecht von mir fordern.

Ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen, und werde Alles thun, wie Sie es verlangen. Hier in Wachdorf ist Alles recht wohl. Der kleine Emil ist schon ganz verständig und an seiner Wiege habe ich die Strümpfe gestrickt, welche ich mit Erlaubniß der Frau Pfarrerin meinen früheren lieben

Pflegeeltern sende, für Jeden ein Paar. Ach, wenn es mir einmal wohlgeht im Leben, dann sollen diese Alle es auch recht gut haben. Ich lerne unabläßig, denn Herr Rösner meint, das wäre der Weg, auf dem ich am schnellsten für mich selbst sorgen könnte.

Ihnen werde ich nie danken können für Ihre Wohlthaten, als durch die treueste Liebe, und das thue ich schon jetzt von Herzen. Wenn Sie kommen, werde ich mich nicht wieder weigern zu singen, denn da sich Pfarrers und Amtmanns immer freuen, wenn ich singe, so macht es Ihnen vielleicht Vergnügen; und Sie zu erfreuen, wäre mein höchstes Glück. Mit herzlicher Liebe Ihre dankbare

Martha Braun."

Mit unruhiger Hand öffnete Ludwig das Briefchen. Er las es zu wiederholten Malen und prüfte jede Zeile, um zu erspähen, ob nicht ein Wiederklang seiner Gefühle sich in den schlichten Worten verberge. Umsonst! Martha's Brief ließ keine erwünschte Deutung zu. Da die Liebe aber so gern glücklich sein will, tröstete der Lieutenant sich bald

damit, die Seele des jungen Mädchens sei noch nicht zum Tageslicht der Liebe erwacht, und er gelobte sich fest, Derjenige zu sein, der sie dazu erwecken würde.

Dem Geschenke, das Martha für die Familie des Schneiders gesendet, fügte er noch eine kleine Summe hinzu, damit man ihrer dort liebend und dankbar gedenke. Dann wendeten sich seine Vorstellungen auf den Tag des nächsten Wiedersehens, und er war glücklich, als dieser herannahete.

Er fühlte sich nach den schriftlichen Verabredungen mit Martha ruhiger; und wirklich gestaltete sich die Begegnung des Mädchens mit ihren Beschützern jetzt in einer viel bessern Weise. Sie hatte im Umgange mit den Söhnen des Amtmanns und einigen jungen Verwandten der Rösner'schen Familie, welche zuweilen als Gäste das Haus des Pfarres besuchten, die ängstliche Scheu der Kindheit abgelegt und bewegte sich auch sicherer und freier in den Gewohnheiten der bessern Gesellschaft.

Sie gab den Offizieren zum Willkommen die

Hand; ohne weitere Rücksprache behandelten alle Drei sie, wie man einer jungen Dame begegnet, zu der man in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen steht; und da das kühler werdende Wetter des Herbstes die Gesellschaft an das Haus und an das Zimmer fesselte, so sprach keiner von den jungen Männern sie einen Augenblick allein. Eine Tochter des Amtmanns, ein artiges Mädchen in Martha's Alter, die sich in Freundschaft ihr angeschlossen hatte, gesellte sich zu ihnen und zog unwillkürlich einen Theil der Aufmerksamkeit auf sich. Beide Mädchen hörten still den Gesprächen zu, und als die Amtmannstochter sich an das Instrument setzte, ein Liedchen zu singen, erbot Martha sich von selbst, ein Gleiches zu thun.

Sie wußte zur Begleitung ihres Gesanges nur wenig Accorde anzuschlagen, aber man merkte diese Unvollkommenheit nicht, weil ihre schöne, glockenreine Stimme die Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahm. Aengstlich und leise berührten ihre Hände die Tasten, als sie eine Art von Einleitung versuchte, dann sang sie:

Kennst du wol die alte Sage
Von der Schwäne heil'gem Singen,
Wie die letzten Lebensklagen
Sich empor zum Aether schwingen?

Ach, wir gleichen diesen Schwänen,
Lautlos wallen wir durch's Leben,
Bis die letzten Lebensstunden
Worte uns und Lieder geben.

Zitternd ringen unsre Klagen
Sich aus stiller Brust empor,
Erste Klage, letzter Seufzer,
Schwingen sich zu Gott empor.

Die Melodie war sehr lieblich. Man mußte sie für ein Volkslied halten, weil sie sich nur in wenig Tönen auf und abwärts bewegte und die rührende Einfalt jener Gesänge athmete; aber die Worte widersprachen dieser Annahme.

Wo haben Sie das Lied her, Martha? fragte Rudolph, als sie es beendet hatte.

Ich habe es mir gemacht, antwortete sie, und da sie die Verwunderung des jungen Mannes bemerkte, fügte sie entschuldigend hinzu: Ich kann noch nicht genug spielen, um mir fremde Lieder einzuüben.

Die Pfarrerin forderte sie auf, noch einige

Lieder vorzutragen, welche Martha ebenfalls ersonnen hatte. Sie that es sogleich und ohne alle Befangenheit. Bald waren es heitere, bald trübe Empfindungen, alle aber hatten eine unverkennbare Originalität, und als sie zu singen aufhörte, rief Rudolph: Nun! wenn wir dieses merkwürdige Talent untergehen ließen, wären wir wirklich nicht werth, es gefunden zu haben. Ich halte es für eine heilige Pflicht, Martha in die Sphäre zu bringen, für die sie offenbar berufen ist. Martha muß in die Stadt, in die Welt, auf das Theater. Ich denke, Ihr Alle müßt meiner Meinung sein, denn ich sage es, ohne alle Nebengedanken, nur in Martha's eigenstem Interesse. Hermann war der gleichen Meinung, Ludwig erklärte sich dagegen und auch der Pfarrer meinte, so hübsch diese Anlage sei, so lasse sich doch noch kein bestimmter Beruf darin erkennen. Jedenfalls fehle Martha noch so viel an Bildung und Kenntnissen, daß jetzt nicht daran gedacht werden dürfe, sie dem Stillleben zu entreißen, in welchem sie diese am ruhigsten und leichtesten erwerben könne.

Hermann fragte Martha, ob sie denn nicht Lust habe, einmal das Theater zu besuchen und den Schauplatz zu sehen, für den man sie geboren glaube. Da sah sie Ludwig in ängstlicher Spannung an ihrem Auge hängen und sagte mit leiser, bebender Stimme: Nein! ich will das Theater nicht sehen.

Und was wollen Sie denn einmal werden? fragte Hermann.

Was Gott will, sagte sie. Er wird's schon machen, wie er gemacht hat, daß Sie mich fanden und daß ich hier bin.

Aber wir möchten dem lieben Gott auch nun weiter helfen, liebe Martha! rief Rudolph. Sehen Sie, wir können, da wir zufällig, oder, wie Sie sagen, durch Gottes Rathschluß seine Stellvertreter bei Ihnen wurden, Sie vielleicht auf den rechten Weg weisen. Zum Dienen unter Fremden sind Sie viel zu schade.

Denken Sie nur, wie Sie der Junge gequält hat, unterbrach Hermann den Sprechenden, den Sie warten mußten, als wir Sie kennen lernten.

Ich war dem Kleinen aber doch sehr gut, ent-

gegnete sie, und es ist mir gar nicht sauer geworden, Geduld mit ihm zu haben, und jetzt braucht mich ja die Frau Pastorin.

Martha hat Recht, sagte die Pastorin. Greifen Sie nicht zum zweiten Male so gewaltsam in ihr Leben ein, meine Herren! Sie könnten es vielleicht bereuen. Wie ich hoffe, soll Martha hier zu einem ruhigen Dasein gelangen und auf dem natürlichsten, dem Weibe angemessenen Wege glücklich werden.

Aber ihre glänzende Anlage für Musik, wendete Rudolph ein.

Die würde dann vielleicht nur in kleinem Kreise erfreuen, meinte die Pfarrerin, aber Martha selbst möchte zufriedener dabei sein, als wenn sie die stürmische Laufbahn einer Künstlerin, einer berühmten Frau zu durchleben hätte. Ich bitte für Martha! Lassen Sie sie ein schlichtes Mädchen in stillem Hause bleiben. Es ist das höchste Glück für sie.

Der Ernst, mit dem die Pfarrerin sprach: bewog Hermann und Rudolph abermals zum Nach-

geben. Martha schwieg und Ludwig küßte der Pfarrerin die Hand, sobald er sie allein traf, ihr in den heißesten Dankesworten aussprechend, wie tief er ihr für die wahre Theilnahme an dem Schicksale des Mädchens verbunden sei. Sie hörte ihm mit feinem Lächeln zu, versprach weiter für Martha mit aller Liebe zu sorgen, und Ludwig ritt mit den Kameraden wieder davon, ohne Martha allein gesprochen zu haben.

Siebentes Kapitel

So weit verdanke ich die Kenntniß der Thatsachen den mündlichen Erzählungen des Doktors. Für den weitern Fortgang hatte er mich auf die Papiere verwiesen, in denen eigentlich erst das rechte Leben der handelnden Personen beginnen sollte. Die Blätter waren nach dem Datum geordnet.

Der erste Brief, etwa ein Jahr nach diesem letzten Besuche in Wachdorf geschrieben, ist von Ludwig von G... an seine Mutter. Ludwig schilderte zu Anfang die Weise, in welcher er mit Martha bekannt geworden war, dann die Begebenheit, welche das Mädchen zur Pflegetochter der Offiziere machte, und die Vorgänge bis zu dem

Zeitpunkt, in dem man lebte. Darauf heißt es weiter:

„Ich liebe Martha, theure Mutter! — Du weißt, wie mich die Unwahrheit, die Ziererei der Frauen und Mädchen anwidert, denen ich in den Sälen der vornehmen Welt begegne. Ich bin des einsamen Lebens müde, ich sehne mich, ein geliebtes Weib mein eigen zu nennen, und habe bis jetzt kein Mädchen gefunden, dessen Herz mir rein genug erschienen wäre, mein ganzes Dasein, meine Liebe darauf zu opfern. Ueberall traf ich auf störende Bilder und Eindrücke, die schon früh die jungen Seelen erfüllt und verunstaltet hatten. Unruhige Wünsche regten sich in der jüngsten Mädchenbrust, nirgend fand ich die wahre Jugend der Seele. Und doch verlangte ich danach, um glücklich zu werden, um unterzugehen in der Liebe eines reinen Weibes und, geläutert von allen unwürdigen Erinnerungen der Vergangenheit, in ihren Armen ein neues, heiliges Leben zu beginnen. Ich sehnte mich nach der Madonna, deren Reinheit mich erlöset von dem Gedanken der Schuld.“

„Diese Jungfrau habe ich in Martha gefunden. Nie ist ein Wort über meine Lippen gekommen, das den hohen Frieden ihrer Seele stören konnte. Ich glaubte bis heute, der Frühling der Liebe habe ihre Seele noch nicht berührt; aber ich habe sie singen hören, und ich weiß nun, daß die Knospe in strotzender Fülle nur eines heißen Sonnenstrahles bedarf, um die Blätterhülle abzuwerfen. Die Liebesahnung klopft schon leise in der zarten Brust und mit schwindelndem Entzücken sehe ich auf ihren Lippen die Küsse schwellen, die den Geliebten zum glücklichsten Sterblichen machen müssen. Eine leise Hoffnung, nein! eine selige Gewißheit sagt mir, daß die Dankbarkeit, welche der Engel mir zu schulden glaubt, das Liebesleben in ihrem Herzen erweckte, daß mein Bild sich in die ahnungsvollen Träume ihrer Zukunft mischt. O! liebe Mutter! laß mich meine Freude an Deiner Brust ausjubeln, wie ich einst bittre Thränen gekränkter Liebe in Deinen Armen geweint. Das Mutterherz ist ein heiliges Asyl, in das sich Freude und Schmerz zu flüchten verlangen.“

„Und auch der Schmerz wird nicht ausbleiben, denn nur im Kampfe gegen den Vater kann ich Martha erringen. Dich, meine Mutter, gewinnt die Aussicht, mich glücklich zu wissen. Sage mir, daß Du Dich derselben freust, daß Du meine Martha, die Deinen lieben Namen trägt, als Tochter umarmen willst, und ich scheue keine andere Schwierigkeit, kein Opfer, um das Ziel meines heißen Sehnens zu erreichen.“

Ludwig hatte den Brief noch nicht geschlossen, als der Postbote dem jungen Manne folgendes Schreiben von seiner Mutter brachte, das ich nun, wie die übrigen, auf die Ereignisse Bezug habenden Papiere dem Leser vorlege, soweit sie wesentlich zur Entfaltung derselben gehören.

Frau von G... an ihren Sohn Ludwig.

Breslau, den 16. October 1839.

Mein lieber Sohn! sobald Du diesen Brief erhältst, mußt Du Dich bereiten, abzureisen. Der Vater ist gestern Abend plötzlich schwer erkrankt. Der Arzt hält es für einen Schlaganfall und fürchtet

eine Wiederholung desselben. Ich füge kein Wort hinzu. Das Unvermeidliche, sei es noch so schwer, erträgt Jeder, weil es ertragen werden muß. Jeden Augenblick, den ich mit Schreiben zubringe, entziehe ich dem Vater, der meiner bedarf, der uns vielleicht nur zu bald entrückt wird. Gott behüte Dich! in drei Tagen kannst Du bei uns sein. Wolle Gott, daß der Vater sich mit mir Deiner Rückkehr erfreue. Auch an Hugo habe ich nach Koblenz geschrieben. In vollster Liebe Deine Mutter. Ueber mich sei ruhig, ich bin wohl und hoffe noch immer.

Ludwig v. G... an Baron Hermann v. S...

Breslau, den 1. November 1838.

Das plötzliche Erkranken meines Vaters nöthigte mich, vor vierzehn Tagen die Residenz zu verlassen, ohne von Dir und Rudolph Abschied zu nehmen. Durch die Zeitungen weißt Du, lieber Hermann, daß wir den Vater nicht mehr haben, daß er uns entrissen ist. — Ich kann meine Mutter unter diesen Verhältnissen nicht verlassen. Ihre Stimmung und auch die Ordnung der Geschäfte erfordern meine

Anwesenheit in Breslau. Wann ich zurückkehre, weiß ich nicht; doch hoffe ich, in der Weihnachtszeit bei Euch zu sein. Früher werdet Ihr ja doch wol nicht nach Wachdorf hinausfahren. Ich schreibe dem Pastor heute und schicke ihm die vierteljährige Pension. Entschuldige die Kürze des Briefes mit dem Drang der Umstände und grüße Rudolph herzlichst von mir. Benutzt meine Pferde und auch den Wagen ganz nach Lust. Mich soll es freuen, wenn Ihr es thut. Der Eure.

Frau von G... an ihren Sohn Hugo in Koblenz.

Breslau, den 9. November 1838.

Liebster Sohn! so sehr ich selbst dafür war, daß Du trotz des Verlustes, der uns getroffen hat, nicht zurückkehrtest, so lieb wäre es mir, könntest Du Dich jetzt dazu entschließen. Ein neues Leid ist über uns hereingebrochen, unser geliebter Ludwig ist erkrankt. Du kennst ihn und mußt also wissen, wie treu er in der Schmerzenszeit dem seligen Vater und mir zur Seite gestanden, wie seine Sorgfalt und Liebe uns

die Leiden zu erleichtern versuchte. Als nun das Schwerste vorüber war, als die unheimliche Stille eintrat, welche dem Tode in einer Familie immer folgt, bemerkte ich an Ludwig eine große Ungleichheit der Stimmung. Bald stürzte er sich eifrig in die Geschäfte, welche die Ordnung des Nachlasses herbeiführte, bald schien ihm jede Arbeit eine drükkende Last zu sein. Ich sah ihn unruhig, traurig, leidend und fragte endlich, was ihn beängstige. Da gestand er mir, er liebe ein armes Mädchen niedern Standes, dessen er mit einigen seiner Kameraden sich angenommen habe; er sei entschlossen, es zu heirathen. An dem Tage, an welchem er die Nachricht von dem Erkranken des verstorbenen Vaters erhalten, habe er mir diese Mittheilung schriftlich gemacht und nur der tiefe Ernst jener Zeit ihn abgehalten, bisher mit mir davon zu sprechen. Er händigte mir den Brief ein, den er damals geschrieben hatte, und bat mich, erst nach zwei Tagen ihm meine Meinung über diesen Gegenstand zu sagen.

Du kannst denken, daß mich dies Ereigniß sehr

betrübte. Ludwig, den Erben des Familienmajorates, auf den ich so schöne Hoffnungen gegründet hatte, an eine solche Verbindung denken zu sehen, war mir sehr schmerzlich. Mag das Mädchen auch ein Engel an Unschuld und Tugend sein, die öffentliche Meinung wird nicht daran glauben; und Ludwig, der unter den edelsten Familien die Gattin zu wählen hätte, will sich mit einem Mädchen verbinden, das er zuerst sah, als es in Berlin die Kinder eines Handwerkers in der Straße wartete. Ich nahm mir vor, ihn mit Ernst und mit flehenden Bitten davon zurückzuhalten, ich wähnte, es sei eine vorübergehende Leidenschaft und sah mit Ungeduld dem Verlaufe der beiden Tage entgegen, um mich gegen ihn darüber zu erklären.

Da trete ich Abends in das Zimmer des verstorbenen Vaters und finde Ludwig in ohnmächtiger Erstarrung vor dem geöffneten Schreibtische desselben. Entsetzt eile ich auf ihn zu, schließe ihn in meine Arme, und es gelingt mir, ihn zu erwecken; aber er erkannte mich nicht, als er mich erblickte; er rief in Todesangst nach Martha, so heißt das junge

Mädchen; und nachdem ein Thränenstrom aus seinen Augen gebrochen, sank er in eine Abspannung zurück, die viele Stunden anhielt.

Ich schickte nach dem Arzte. Dieser treue Freund bat mich, ihn mit Ludwig allein zu lassen, und forschte dringend nach dem Anlasse, der diese unglückselige Krankheit herbeigeführt haben konnte. Er setzte irgend eine heftige Gemüthsbewegung voraus, aber Ludwig leugnete, daß er eine solche erlitten habe. Auch stellte sich bald ein heftiges Fieber ein, das jede Unterhaltung unmöglich machte und, trotz aller angewendeten Mittel, noch nicht weichen will.

Ich habe mir Mühe gegeben, guter Sohn, Dir dieses ruhig mitzutheilen, während eine innere Seelenangst mich aufreibt. Wenn es uns auferlegt wäre, unsern geliebten, angebeteten Ludwig zu verlieren! — Ich zwinge mich, den Gedanken zu denken, und kann ihn nicht fassen. Mit Entsetzen lese ich in dem Gesicht des Doctors, wie krank unser Ludwig ist. Das gezwungene Lächeln des Freundes täuscht mich nicht über die tiefe Besorg-

niß, welche er selbst empfindet. Komm nach Hause, mein lieber Sohn, damit wir einander beistehen. Gewiß freut es auch unsern Kranken, und Freude ist ja das beste Heilmittel für Leiden wie die seinen. Alles, Alles sollte mir recht sein; mit Ruhe wollte ich in die Heirath Ludwigs mit Martha willigen, wenn ich damit sein theures Leben erhalten könnte.

Hugo von G... an den Baron Hermann von S...

Breslau, den 1. December 1838.

Geehrter Herr, obschon ich Ihnen persönlich fremd bin, habe ich das feste Vertrauen, von Ihnen und von Herrn Rudolph von K. die Zustimmung zu einer Maßregel zu erhalten, an deren Ausführung uns sehr viel gelegen ist. Sie wissen, daß mein Bruder Ludwig seit einigen Wochen an einem nervösen Fieber daniederliegt. Das eigentliche Uebel ist, nach Aussage des Arztes, beseitigt, dennoch macht die Gesundheit meines armen Bruders keine Fortschritte. Eine vollständige Schwermuth hat sich seiner bemächtigt. Geständnisse, welche er vor seiner

Krankheit meiner Mutter machte, und seine Phantasien während derselben geben uns die Gewißheit, Liebe zu Ihrer und seiner Pflegetochter Martha Braun sei Veranlassung seines traurigen Zustandes. Meine Mutter hat ihm ihre Einwilligung zu einer Heirath mit derselben gegeben, aber auch dies hat anscheinend keinen Eindruck auf ihn gemacht. Nun verweiset uns der Arzt auf die Gegenwart des Mädchens selbst und ich erbitte von Ihnen die Erlaubniß, Fräulein Braun in das Haus meiner Mutter führen zu dürfen. Ich zweifle nicht, sie zu erhalten, und werde von hier abreisen, sobald Sie mir Ihre Antwort zukommen lassen. Vielleicht wird Frau Pfarrer Rösner, der ich deshalb schreibe, die Güte haben, ihre Pflegebefohlene zu begleiten, wo nicht, wird man eine andere angemessene Beschützerin finden. Zögern Sie mit der Antwort nicht und genehmigen Sie die Versicherung meiner besondern Hochachtung.

Frau v. S... an Fräulein Martha Braun.

Breslau, den 7. December 1838.

Mein liebes Kind! mit Vergnügen habe ich von dem Ereignisse gehört, das Sie zum Schützling meines Sohnes machte, der lebhaften Antheil an Ihnen nimmt. Durch unsern werthen Freund, den Pastor Rösner, sind Sie wol von der gefährlichen Krankheit meines geliebten Sohnes unterrichtet und ich hoffe, Sie stehen nicht an, das Ihre zu seiner Genesung beizutragen, insoweit Sie es vermögen. Unser Arzt glaubt, eine plötzliche freudige Erregung könne ihn aus seiner Erschlaffung herausreißen. Nun denken wir, Ihre Anwesenheit würde ihm eine Freude sein, da er sich so lebhaft für Sie und Ihre Erziehung interessirt. Ich bitte Sie deshalb, sobald Sie diesen Brief erhalten, unter dem Schutze meines jüngern Sohnes, des Referendarius v. S... zu uns zu kommen. Herr Pfarrer Rösner ist gewiß auch der Ansicht, daß dies Ihre Pflicht sei, und eine ängstlich besorgte Mutter wird es Ihnen danken, wenn Sie diese Pflicht recht schnell erfüllen.

Martha an die Frau Pfarrerin.

Breslau, den 13. December 1838.

Ich kann mir denken, liebe Frau Pfarrerin, wie Sie sich um mich ängstigen, und ich eile daher Ihnen zu sagen, daß es mir sehr gut geht.

Unsere Reise war sehr glücklich. Erst weinte ich zwar, als wir das Dorf verlassen hatten, aber Herr von G . . . tröstete mich sehr, sagte, daß ich guten Muth haben müßte, weil ich ein gutes Werk thäte, und daß seine Mutter mich wie ihre Tochter behandeln und lieb haben würde. Das beruhigte mich, und allmälig fing ich an, mich in der Umgegend umzusehen, die mir natürlich fremd war. Dazwischen erzählte mir Herr von G . . . von seinem kranken Bruder, von seiner Mutter, von dem lustigen Leben auf der Universität und ich mußte mit ihm lachen über all die Schwänke, die sie dort ausgeführt hatten. Die alte Marie saß uns gegenüber und schlief immerfort, wobei sie mit dem Kopfe wackelte, wie ein Kanninchen von Gyps. Darüber mußten wir noch mehr lachen, bis der Abend kam und ich sehr müde wurde und einschlief.

Herr von G... muß aber gar nicht geschlafen haben, denn wenn mir in der Nacht die Pelzdecke herunterglitt, die Sie mir mitgegeben hatten, und ich frierend aufwachte, dann war er immer auch wach und bedeckte mich, wie ich zu Hause den Kleinen bedeckt habe.

Am andern Tage kamen wir nach Frankfurt. Das ist eine sehr schöne Stadt. Während man Postpferde holte, ging Herr von G... mit mir und der alten Marie durch die Straßen. Es hatte ein Bischen gefroren und war hübsch trocken. Bei einem Conditor, bei dem Herr von G... oft gewesen ist, als er eine Zeitlang in Frankfurt lebte, mußte ich Chokolade trinken. Als das Ladenmädchen hörte, daß Herr von G... mich „Fräulein Braun" nannte, sagte sie: Oh! Herr Referendar! ich dachte, das wäre Ihre junge Frau! Herr von G... lachte und ich schämte mich sehr.

Am nächsten Abend, als es schon sehr dunkel war, langten wir in Breslau an und fuhren gleich vor die Wohnung der Frau Baronin. Sobald sie den Wagen in das Hausthor fahren hörte, kam sie uns

entgegen, streichelte mir das Gesicht, drückte mir die Hand und dankte, daß ich gekommen sei, als ob das nicht meine Pflicht gewesen wäre. Sie ist eine große schöne Dame, die sehr vornehm aussieht in den Trauerkleidern. Sie sagte, es sei zu spät, mich heute noch zu ihrem Sohne zu führen, und damit er mich nicht sähe, müßte ich in meinem Zimmer das Abendbrod essen. Aber sobald Baron Ludwig zu Bette sei, werde sie mich zu sich holen lassen. Eine schwarzgekleidete Kammerjungfer führte mich in meine Stube; ein Diener, auch in Trauer, brachte die Mahlzeit. Nun schreibe ich Ihnen, damit ich fertig bin, wenn die Frau Baronin nach mir schickt. Sie hat gesagt, der Brief müsse morgen früh auf die Post gebracht werden.

Adieu, liebe Frau Pfarrerin! mir ist doch angst unter all den fremden Leuten und ich wollte, ich wäre erst zu Hause bei Ihnen, bei dem Herrn Pfarrer und bei dem lieben kleinen Emil. Ob es daher kommt, weil hier Alle in Trauer sind, aber mir ist sehr beklommen, und ich könnte weinen wie der Kleine, wenn der Herr Pfarrer den schwarzen

Talar anzieht. Adieu, liebe Frau Pfarrerin; denken Sie an mich. Ich hoffe, ich komme bald nach Hause. Ach Gott! den Baron Ludwig zu sehen, der ganz elend sein soll, fürchte ich mich sehr. Wenn er doch nur gesund würde! Gute Nacht. Nun hat der Wächter in Wachdorf längst getutet und Sie Alle schlafen. Gute Nacht!

Martha Braun an Frau Pfarrer Rösner.

Den 14. December 1858.

Liebe Frau Pfarrerin! ich soll Ihnen zwar nur alle Woche einmal einen Brief schicken, aber ich werde Ihnen alle Tage ein wenig schreiben. Ich muß es wol, denn mir ist das Herz sehr schwer, und ich habe Niemand, dem ich das sagen kann.

Gleich am Morgen nach meiner Ankunft, als ich mich angekleidet hatte, kam die Frau Baronin und führte mich zu ihrem Sohne. Sie blieb im Nebenzimmer, ließ die Thüre aber offen und ich mußte allein hineingehen. Baron Ludwig saß in einem großen Lehnstuhle und hatte den Kopf in die Hand gestützt. Er blickte auf die Erde ganz

still vor sich hin und sah so abgefallen und elend aus, daß ich ihn kaum erkannte. Ich war sehr erschrocken. Als ich näher ging und ihm guten Morgen wünschte, fuhr er empor, sah mich an — aber mit solch' starrem Auge! — und fiel mir um den Hals.

Ich erschrak sehr, denn der Herr küßte mich immer, und weinte dabei. Er that mir unbeschreiblich leid und ich zitterte am ganzen Körper. Plötzlich stieß er mich von sich, rief: Mein Gott! wer hat mir das gethan? und eilte in ein anderes Zimmer.

Die Baronin ging ihm nach. Ich blieb ganz allein in großer Unruhe, bis Baron Hugo kam. Er sagte, sie wären sehr in Sorge um den Bruder, sie könnten sich dies neue Ereigniß nicht erklären. Der Bruder habe wieder Fieber bekommen und mich wolle er nicht sehen.

Baron Hugo, so nennen sie ihn im Hause, nicht Herr von G . . . wie bei uns, blieb lange bei mir, erzählte mir sehr viel und spielte dann Klavier. So habe ich niemals spielen hören. Er

meint, ich werde lange hier bleiben müssen und er will mir Unterricht geben. Das wäre ein großes Glück für mich und würde mir doch gewiß sehr nützlich sein.

Den 18. December.

Mein Gott! Hier wird es immer sonderbarer. Die Frau Baronin habe ich nur ein paar Mal gesehen. Sie verläßt ihren kranken Sohn gar nicht; auch zu den Mahlzeiten kommt sie nicht. Ich glaube, ich muß ihr nicht gefallen. Auch einer ältlichen Dame, die Gesellschafterin der Baronin ist, geht die Freundlichkeit gegen mich nicht recht von Herzen.

Zu thun habe ich gar Nichts und deshalb habe ich Langeweile. Ich bat die Kammerjungfer, mir eine Arbeit zu geben, irgend Etwas, was der Baronin angenehm sein könnte.

O! dazu sind Sie nicht hier, Fräulein! sagte sie. Baron Ludwig und die gnädige Frau würden es übel nehmen!

Daß ich nähe? fragte ich, was soll ich denn sonst anfangen?

An Baron Ludwig denken und an das glückselige Leben, das Sie als seine Frau haben werden. Wir wissen ja Alle, daß Sie nur deshalb verschrieben sind. Der Baron hat in der Krankheit immerfort nur Ihren Namen gerufen und gesagt, wie er Sie liebe. Nun kann ich mir wol denken, daß die gnädige Frau nicht gern daran gehen mag; aber wenn der Sohn es will, muß sie zuletzt auch wollen und dann haben Sie ein Leben zu erwarten, wie Gott im Himmel!

Sie lachte, als sie mein Erstaunen sah, und ging davon. Seitdem muß ich immer daran denken und ich selbst glaube, daß etwas Wahres dahinter steckt. Aber warum hat mich denn der Baron von sich gestoßen, warum will er mich denn gar nicht sehen? Ich weiß ja, wie gern man die Personen sieht, die man liebt, wie ich mich freue, Sie, Frau Pfarrerin, und Amtmanns und den Baron Hugo zu sehen, der sehr gut zu mir ist und immer heiter. Wenn dieser nicht hier wäre, mit dem ich allein recht offenherzig sprechen kann, ich glaube, ich hielte es nicht aus. Es ist mir gar zu unheimlich hier.

Den 20. December.

Heute kam eine alte Dame sich erkundigen, wie es dem Baron Ludwig gehe. Ich saß mit Fräulein Eichstädt, der Gesellschafterin, in der Wohnstube und nähte an einer Decke für Sie, Frau Pfarrerin, zu der mir der Referendar Kanevas und Wolle und Muster geschenkt hat. Die alte Dame fragte, wer ich sei, und Fräulein Eichstädt antwortete: es ist ein Fräulein Braun, die Waise einer Beamtenfamilie, deren die Frau Baronin sich annehmen will.

Wo haben Sie bis jetzt gelebt? fragte die Fremde mich, und schnell antwortete Fräulein Eichstädt: Ihre Eltern sind bald nach ihrer Geburt gestorben und sie ist in der Familie eines Landpredigers erzogen.

Das setzte mich in Verwunderung, und ich bat Fräulein Eichstädt, sobald uns die Fremde verlassen hatte, mir zu sagen, warum sie die Unwahrheit gesprochen habe, Sie meinte, das sei sie der Baronin schuldig, und wenn ich mich nicht undankbar gegen meinen Wohlthäter, Baron Ludwig, zeigen

wollte, so müsse ich dasselbe sagen, wenn ich darum gefragt würde. Es entehre die Familie, meinte sie, wenn man erfahre, in wie niedern Kreisen ich früher lebte; und ich hätte gerade gedacht, man müsse die edeln Menschen noch viel höher achten, wenn man hört, daß sie sich meiner in meiner Noth erbarmt und so viel für mich gethan haben.

Ich war traurig, und es ist überhaupt schrecklich, mit welcher Angst Fräulein Eichstädt mich bewacht bei jedem Worte, das ich spreche. Den ganzen Tag sagt man mir: dies thue und dies thue nicht. Vieles, was ich bisher für recht hielt, findet man unschicklich, und ich sehe, daß ich Nichts recht mache. Gestern Abend faßte ich mir ein Herz, weil ich sehr traurig war, und fragte die Baronin, ob ich nicht wieder einmal zu dem Kranken gehen dürfte.

Haben Sie Sehnsucht nach dem Armen? fragte sie.

Ich wollte ja sagen, denn ich möchte wirklich gern wissen, wie es ihm geht; aber die Worte der Kammerjungfer fielen mir ein und ich konnte vor Verlegenheit keine Sylbe sprechen. Die Baronin

schwieg auch eine Weile, dann wollte sie wissen, ob ich mich nach Hause bange. Ich sagte: unaussprechlich und ich möchte gern dorthin zurück, wenn der Herr Baron meiner nicht bedarf und ich hier nichts nützen kann. Ich versäume meine Stunden und gehöre doch auch nicht hierher.

Ich weiß nicht, wo ich den Muth dazu hernahm, und ich fürchtete, die Baronin würde böse sein. Sie war aber freundlicher als sonst, sagte, ich solle gleich am nächsten Tage Unterricht in allen Gegenständen erhalten, die ich in Wachdorf geübt, aber dorthin zurückkehren dürfe ich nicht, und ich sei ein willkommener Gast in ihrem Hause, weil ihr Sohn mich lieb habe. Sie wolle ihm sagen, daß ich ihn grüßen ließe und mich nach ihm sehnte. Es thut mir auch recht wehe, daß er nicht nach mir verlangt.

Den 25. December.

Wie traurig ich am Weihnachtsabend war, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Niemand dachte daran, daß es ein Festtag sei. Alle Dienstboten bekamen Geschenke, auch Fräulein Eichstädt, Baron Hugo

und ich erhielten reiche Gaben, aber ich konnte mich nicht daran freuen und stellte mir immer den Weihnachtsbaum in Wachdorf und Sie und den kleinen Emil vor, wie er die Aermchen danach ausstrecken und mit den blauen Augen blinzeln würde, vor den Lichtern am Tannenbaume. Spät Abends kam Baron Hugo und bat seine Mutter, sie möchte mich mit ihm nach dem Weihnachtsmarkte gehen lassen. Sie erlaubte es und nun gingen wir fort.

Aus allen Buden funkelten uns Lichter entgegen und überall glänzten tausend schöne Dinge und Kinder standen davor und staunten sie an. Ich sagte zum Baron: Wie oft habe ich selbst so gestanden, als ich klein war, und gewünscht, nur das Allergeringste von den Herrlichkeiten zu besitzen; wie oft habe ich nachher die Kinder des Schneidermeisters Wendel hingeführt auf den Markt und wie leid hat es mir gethan, daß ich ihnen immer sagen mußte: Das ist nicht für Euch, das ist nur für die Reichen. Ach, Sie glauben nicht, wie unglücklich die Armen sind schon von Kindheit an;

wie Alles, was den Reichen Freude macht, für sie zu einer neuen Entbehrung wird.

Der Baron hörte mir zu, dann sagte er: Kommen Sie, Martha! Die Kinder des Schneider Wendel sollen auch einmal einen Weihnachten haben. Wir wollen einkaufen für sie und auch für die Eltern und den Großvater. Suchen Sie aus, was Sie mögen. Ich glaubte erst, er scherze; aber er ging gleich und kaufte eine warme Jacke und eine Pelzmütze für den Großvater, dann Kleidungsstücke und eine schöne Kaffeemaschine für die Eltern und zuletzt Puppen und Degen und Pfefferkuchen für die Kinder. Ich konnte gar nicht aufhören zu danken und mich zu freuen, und der Baron war eben so froh als ich. Wir hatten eine ganze Droschke voll Sachen, die der Baron nach Hause fahren ließ, weil er noch ein wenig umhergehen wollte.

Der Schnee knisterte unter unsern Füßen und der Himmel war so voller Sterne, als ob oben auch Weinachtslichtchen brennten. Wir gingen immer weiter und mit einem Male waren wir auf

der Promenade, wir wußten selbst nicht wie. Ich mußte ihm von meiner Kindheit erzählen, von Wachdorf, von allem Möglichen. Dabei gingen wir immer fort und zuletzt sprachen wir gar nicht mehr. Ich war aber so froh und glücklich, daß ich doch nicht hätte ausdrücken können, wie mir eigentlich zu Muthe war. Vor der Thüre zu Hause sagte ich noch einmal: Ach, guter Herr Baron, ich danke Ihnen sehr! und gab ihm die Hand. Da küßte er sie mir und drückte sie herzlich und mir traten die Thränen in die Augen und das Herz schlug mir so, daß ich nicht sprechen konnte. Es war wol, weil mir noch nie Jemand die Hand geküßt hat.

Den 26. December.

Nun kommt alle Tage neue Freude! Da Baron Ludwig wohler ist, sollte Fräulein Eichstädt mit mir in das Theater gehen. Man gab die Jungfrau von Orleans! — Nein! von solcher Pracht habe ich gar keine Vorstellung gehabt. O! Baron K... und Herr von S... haben ganz recht gehabt, eine Schauspielerin ist gewiß die glücklichste

Frau von der Welt. Ich glaube, ich würde außer mir sein vor Wonne, wenn ich diese wundervollen Verse declamiren dürfte, und wüßte, da sitzen viele Hundert Menschen, denen schlägt vor Entzücken das Herz wie mir. Es klingt ganz anders, als wenn wir in Wachdorf die Tragödien lasen. Ich mußte lachen und weinen vor Erstaunen und Glückseligkeit, und als der Lionel kam, der ganz wie Baron Hugo aussah, ganz dieselben blauen Augen und dasselbe schöne braune Haar, da hätte ich hinunterlaufen mögen und weiter spielen, statt der Schauspielerin, die die Jungfrau darstellte. Ich glaube, ich hätte mich gar nicht gefürchtet vor Entzücken. Ich möchte wol Schauspielerin werden, wenn Baron Ludwig es erlaubte. Ich muß einmal Hugo fragen, was er dazu meint. Es ist gewiß viel hübscher, als Gouvernante zu sein.

Den 29. December.

Heute habe ich endlich Baron Ludwig wiedergesehen. Er ließ mich rufen und reichte mir aus seinem Bette die Hand entgegen. Darauf küßte er mich auf die Stirne, ließ mich vor sein Bett

niedersitzen und sagte: Ich habe dich neulich wol recht erschreckt, liebe Martha? Ich konnte aber nichts dafür, ich war krank, ich litt unsäglich! o, ganz unsäglich! Dabei sah er so traurig aus, daß ich es kaum ertragen konnte.

Nach einer Weile sagte er: Ich habe meine Mutter gebeten, Dich bei sich zu behalten. Wir Alle sind Dir sehr gut, darum laß Dir es bei uns gefallen. Du wirst nun noch viel mehr Unterricht haben, als in Wachdorf; ich selbst will Dich in manchen Fächern unterrichten, aber noch bin ich zu schwach dazu. — Er hielt inne und mir war bange, weil ich sah, daß der Baron sich Zwang anthat. Die Stimme zitterte ihm uud er war ganz anders als sonst. Ich fragte, ob ich ihn nun öfter sehen würde?

Wünschest Du es, Martha? entgegnete er.

O, von Herzen! sagte ich; ich wollte nur, ich könnte Ihnen helfen; ich kann Sie nicht so leiden sehen.

Wie gering sind die Leiden, die Du siehst! rief er und seufzte. Dann nahm er meine Hand, legte

sie auf seine glühende Stirn und zwang mich dadurch, da er sie festhielt, vor seinem Lager niederzuknien. Ich sah mich immer um, ob nicht seine Mutter oder das Fräulein kämen, denn ich fühlte mich immer mehr und mehr beklommen und wußte gar nicht, was ich sagen oder thun sollte. Endlich ließ der Baron meine Hand los, nahm meinen Kopf in seine Hände und sagte sehr mild: Martha, könntest Du mich wol lieben? — Gleich darauf aber rief er: Antworte nicht, Martha! sage mir's nicht; es ist ja Verdammniß, wenn Du mich nicht liebst, und Verdammniß, wenn Du es thust! Geh, Martha! geh! denke nicht daran, denke nicht an mich! — Du sollst bald nach Wachdorf zurück; nur ein Paar Tage bleibe noch bei mir, nur noch ein Paar Tage! Es ist so schwer, vom Glück, vom Leben zu scheiden. —

Darauf barg er sein Gesicht in den Händen, und da es ganz still im Zimmer ward, da die Baronin kam, schlich ich hinaus und Niemand kümmerte sich darum. Wären Sie doch bei mir, mir zu rathen und mich zu beruhigen!

Der Referendarius Hugo von G... an seinen Freund Erwin.

Erwin! ich befinde mich in der qualvollsten Lage, in einem Kampfe, der meine ganze Manneskraft erfordert, wenn ich ihn bestehen soll. Ich schrieb Dir schon früher von dem schönen Mädchen, das durch die sonderbarsten Ereignisse unsere Hausgenossin geworden ist und meines Bruders Frau werden soll. Dies Mädchen liebe ich bis zur Tollheit, bis zur Raserei; ich werde wieder geliebt, das weiß ich. Ich fühlte es in den ersten Tagen unseres Beisammenseins, wie sich ein magisches Netz um uns legte, das die eigenthümlichen Verhältnisse, in denen wir uns befanden, immer fester knüpften.

Meine Mutter, von dem Rathe des Arztes und dem traurigen Zustande des Bruders bewegt, hatte das Mädchen kommen lassen, ohne daß daraus die erwünschte Besserung für Ludwig erwachsen wäre. Im Gegentheil, er siecht noch immer herzzerreißend dahin, und irre ich mich nicht, so verschlimmert Martha's Anwesenheit sein Leiden. Er

ist uns ein vollkommenes Räthsel. Bald hängt er mit Liebesblicken an ihr und scheint neues Leben aus ihrer Nähe zu schöpfen, bald stößt er sie von sich und verlangt, daß man sie nach Wachdorf zurückschicke. Oft muß sie unablässig um ihn sein, dann wieder beschwört er uns, sie nicht zu ihm zu führen, und keine unserer Fragen, keine unserer Bitten erhält eine Antwort — und doch hängt an einer Antwort von ihm mein Glück, mein heißestes Verlangen.

Martha leidet wie ich, des bin ich gewiß. Meiner Mutter ist sie Nichts, als ein Heilmittel für den Sohn, ein Opferlamm, das für diesen hingegeben wird. Die zarte Scheu des armen Kindes beachtet Niemand. Stundenlang läßt man die Arme allein mit Ludwig, mit einem Manne, der glühend nach ihr verlangt — o! ich werde oft fast wahnsinnig, wenn ich an dies Alleinsein denke, das ich doch nicht zu hindern vermag.

Neulich sitze ich Abends im Dämmerlicht an dem Fenster unserer Wohnstube, da tritt Martha aus dem Zimmer meines Bruders, glühend, zit-

ternd und ganz verwirrt. Ich eile auf sie zu, frage, was ihr fehle; sie schweigt, aber helle Thränen rinnen aus ihren Augen.

Martha! was ist vorgegangen? rufe ich.

Wenn ich es wüßte! sagte sie. Ihr Bruder ängstigt mich mit seiner Liebe und mit seinem Haß, die mir beide gleich schrecklich sind. Ich habe nicht den Muth, Ihre Mutter darum zu bitten, aber verlangen Sie es von ihr, daß ich nach Wachdorf zurückkehren darf, ich kann nicht hier bleiben.

Lieben Sie meinen Bruder? fragte ich, und sie mochte hören, daß für mich Leid oder Seligkeit in ihrer Antwort lag. Sie schwieg, und als ich dringender noch fragte; Martha! nur das Eine Wort: lieben Sie Ludwig? da sagte sie leise: Wie einen Bruder, wie einen Vater! ich könnte mein Leben hingeben, um das seine zu erretten, um ihm zu danken, was er an mir gethan.

Ich hätte vor ihr niederstürzen mögen, ihr sagen, daß ich sie anbete, da packte mich eiskalt der Gedanke an meinen kranken Bruder und schnürte mir die Brust zu. Ludwig hat mich so treu ge-

hütet und geliebt, ich danke ihm so viel, ich kann ihm nicht die Geliebte seines Herzens rauben. Martha — ich höre ihre Stimme im Nebenzimmer, ich muß zu ihr.

Am Abende.

Ludwig war aufgestanden und Martha mußte ihm ein einfaches Lied vorspielen und singen, das sie selbst gemacht und das er einst von ihr gehört hatte. Es schien ihn zu freuen, aber er empfand nicht die namenlose Seligkeit, die mich durchzitterte. Willenlos, ergeben, thut sie für ihn, was man von ihr fordert; sie würde ihn heirathen, wenn man es verlangte, wenn Ludwig es wollte. Denke Dir, Erwin! sie würde sein Weib werden, in seinen Armen ruhen, kalt, gezwungen aus Dankbarkeit — O! ich würde sie aus seinen Armen reißen, ich — Gott im Himmel! es ist mein Bruder, mein treuester Freund! Wundre Dich nicht, wenn Du hörst, ich hätte mir am Hochzeittage meines Bruders eine Kugel durch den Kopf gejagt. Lebe wohl!

Aus Ludwig von G. . . s Papieren.

Januar 1839.

Kurzsichtiges, armes Menschenherz; wie darfst Du Deinen Regungen folgen! Du glaubst den Keim des Guten zu säen und hoffst auf eine glückliche Ernte, während Giftpflanzen aus der Saat erwachsen, die Dich umranken und deren Duft Dich vernichtet. Darum also lag dies tiefe Sehnen nach Glück in meiner Seele, damit es sich mir in Fluch verwandle, in dem Augenblicke, da ich es zu erreichen wähnte? — Und sie sprechen von einer milden Vaterhand, die unsere Schicksale lenkt, von Liebe und Erbarmen! Wer erbarmt sich der Leiden, die mich durchtoben? Wer fühlt es, welch ein wahnsinniges Feuer der Strahl ihrer süßen blauen Augen in mir entzündet? Wer fühlt, wie eine unauslöschbare Glut in meinem Herzen brennt, wie meine Arme sich ausbreiten, sie zu umfangen, und wie die Krallen der Eumeniden mich zerfleischen, bei dem Gedanken, daß ein Tag kommen könnte, an dem der Mensch, der Mann in mir stärker wäre, als — O! fort! fort! — Sie muß fort für immer. —

Februar.

Ich soll genesen, wünscht man, ich soll geheilt werden, und täglich erweitert sich die Wunde, an der ich mich verblute. Ich wollte leben, ich wollte gern genesen, wenn ich die Angst im Auge meiner Mutter erblicke, die treue Sorge, mit der Hugo's Blicke an mir hängen. Neulich hatte ich lange mit mir gekämpft und endlich schon einen Entschluß gefaßt. Ich sagte Martha, daß ich mich stärker, wohler fühle, daß ich sie nicht länger von ihrer stillen Heimat trennen wolle. Sie erbleichte, als sie es hörte, und auf meine Frage, ob sie es vorzöge, bei uns zu leben, antwortete sie ein kaum hörbares Ja, während eine brennende Röthe, wie Alpenglühen über dem Schnee, ihre Wangen färbte. Die Trennung fällt ihr schwer und ich sollte sie von ihr fordern? Wie darf ich sie von mir weisen, wenn sie zu bleiben verlangt?. Ist nicht ihr Platz an meiner Seite? Ich habe sie gefunden, sie dem Elend entrissen. Der Himmel selbst hat sie meinen Händen, meinem Schutze anvertraut. Er hat die Liebe, welche ich für sie fühle, in meine Brust ge-

legt, er wird mir die Kraft geben, sie in die Grenzen der Vernunft zurückzudrängen, in denen allein sie bestehen darf. Martha soll glücklich werden durch mich, und müßte ich selbst darüber zu Grunde gehen.

Die Baronin von G... an den Pfarrer Rösner.

Breslau, März 1840.

Bester Freund! Sie kennen und lieben unsern Ludwig seit so vielen Jahren, daß ich mich an Sie wende und Ihren Beistand verlange, in einer Angelegenheit, die mir viel Besorgnisse einflößt.

Sie wissen, welche Rücksichten mich bewogen, Martha in mein Haus aufzunehmen. Ich war darauf gefaßt, daß Ludwig sie heirathen würde, und hatte mich, obgleich es mir schmerzhaft war, darein ergeben. Indeß, sobald mein Sohn genesen war, bekannte er mir, daß dies nicht seine Absicht sei. Er fühle, sagte er mir, die schiefe Stellung, welche er Martha in der Welt bereiten würde, wenn er sie zu seiner Frau mache, und während es sein fester Vorsatz bleibe, für sie wie für eine

Schwester zu sorgen, hoffe er die Kraft zu haben, seine leidenschaftliche Liebe für sie zu besiegen.

Diese Mittheilung überraschte mich und ich wagte nicht ihr zu trauen, so sehr ich die unerschütterliche Wahrhaftigkeit meines Sohnes kenne, besonders da er es forderte, daß Martha dennoch in unserm Hause bleiben und für immer als ein Glied unserer Familie betrachtet werden sollte. Ich versuchte ihm Gegenvorstellungen zu machen, aber er ist seit seiner Krankheit von solch ungewöhnlicher Reizbarkeit, daß auch diese Abmahnungen ihn heftig erregten und ich mich fügen mußte, um ihn zu schonen.

Seitdem ist nun mehr als ein volles Jahr verflossen. Ludwig hat es von den Herren von S . . . und von K . . . erwirkt, daß er allein für Martha sorgen darf, und ihr gerichtlich ein Capital ausgesetzt, dessen Zinsen sie schon jetzt genießt. Sie hat die vorzüglichsten Lehrer gehabt und ist, das muß ich ihr zugestehen, eines der schönsten und liebenswürdigsten Mädchen geworden, die ich gekannt habe. Sie würde jedem Hause Ehre machen

und ich selbst behielte sie gern bei mir, wenn die Verhältnisse es mir nicht wünschenswerth machten, sie zu entfernen.

Ludwig liebt sie noch mit aller Leidenschaft, die er früher für sie hegte, und wird nicht davon genesen, das sehe ich, so lange der reizende Gegenstand dieser Liebe in seiner Nähe lebt. Nun bietet sich mir eine Heirath für Ludwig, die allen Ansprüchen genügt, welche er zu machen berechtigt ist. Die Gräfin M... schlägt mir ihre Nichte und einzige Erbin zur Schwiegertochter vor. Die Comtesse ist schön, edel, geistvoll und reich. Sie müssen mir nachfühlen können, wie sehr ich diese Heirath wünsche und wie viel mir daran liegen muß, Martha für einige Zeit versuchsweise zu entfernen. Ich will Ludwig um keinen Preis überreden, sich gegen seine Neigung zu verheirathen; aber ich halte es nicht für unmöglich, daß ein anderes Mädchen ihm wohlgefällt, wenn er nicht mehr täglich in Martha's Nähe ist, die er wirklich nicht heirathen will, wie er behauptet.

Zudem ist auch Martha's Stellung in meinem

Hause eine sonderbare, und hier und da tadelt man mich, daß ich ein fremdes, so junges und schönes Mädchen in der engsten Vertraulichkeit des Familienlebens zwischen zwei jungen Männern leben lasse. Kurz, liebster Rösner, Sie sollen Martha unter irgend einem Vorwande für einige Zeit zu sich einladen und zwar recht bald, da ich ohnehin meiner Gesundheit wegen im Sommer ein Bad besuchen muß und Martha nicht gut mit mir nehmen kann. Ich rechne auf Sie, auf Ihre alte Freundschaft für uns Alle und für Martha.

Ludwig von G... an den Pfarrer Rösner.

Breslau, März 1840.

Lieber Freund! Du ladest Martha ein, zu Dir zu kommen, weil Deine Frau leidend sei, sich nach ihr sehne und ihres Beistandes bedürfe. Martha soll kommen, weil ich sie Euch ohnehin während der Reise meiner Mutter anvertrauen mußte; aber ich weiß, daß die Beweggründe zu Deiner Einladung unwahr sind und daß man Martha nur entfernt, um zu versuchen, in wie weit die Reize der

Comtesse M . . . Martha's Andenken in mir verlöschen möchten.

Ich würde dies meiner Mutter selbst sagen, fürchtete ich nicht ihre und meine unglückselige nervöse Reizbarkeit. Theile meiner Mutter daher gelegentlich mit, ich hätte Dir vertraut, daß ich niemals eine Andere lieben könne, weil Martha die einzige Geliebte meines Herzens sein und bleiben werde; daß ich aber dennoch nicht daran dächte, sie zur Baronin G . . . zu erheben, um unsern Stammbaum nicht durch den Namen eines wahrhaften Engels zu entehren. Sage das oder auch irgend etwas Anderes, sage zum Beispiel, mich lüstete danach, einst kanonisirt zu werden, und ich nähme deshalb ein Märtyrerthum auf mich, gegen das die närrischen Versuchungen des heiligen Antonius anmuthige Zeitvertreibe wären. Erfinde ein Märchen, einen Glaubensartikel! Selbst die besten Menschen täuschen sich gern, selbst meine Mutter glaubt gern, was ihr bequem ist, und wenn noch ein Paar Jahre hingehen, wird man mich als das Muster eines legitimen Edelmannes hinstellen, weil

ich im Stande war, unsere aristokratischen Vorurtheile höher zu achten als das Glück meines Lebens.

Du siehst, ich bin heiter, lieber Rösner! Ich gefalle mir auch sehr gut in der Rolle, die ich spiele und so vortrefflich durchführe, daß selbst Martha an mir irre wird. Sieh', Rösner! es hat einen Tag gegeben, wo es nur des lösenden Zauberwortes bedurfte, um den reichen Schatz von Martha's Liebe zu heben und mein eigen zu nennen. Damals, es war im Frühling, damals war ich glücklich und liebte das Leben und die Menschen. Sehr glücklich war ich! Aber es kam der Herbst, der Sturm knickte die Blüthe meiner Hoffnungen und eisig, in kaltem Schweigen, legte sich der Frost des Winters lebenerstarrend darüber. Die Erde ward ein Grab, ein kaltes, schweigendes Grab, auf dessen Hügel nie die kleinste Blume wahrer Freude erblühen kann, denn die Lebenskeime sind für immer vernichtet. Und ich wandle einsam in der todten Welt, erstarrend von außen, während ein vulkanisches Feuer unauslöschbar in mir glüht. Ich lebe und bin todt — ich bin todt und fühle

alle Leiden eines Lebenden. Oft wünsche ich, daß stiller Wahnsinn sich wie ein milder Schlummer auf mich niedersenkte, daß ich sie lieben könnte, ohne verantwortlich dafür zu sein, aber die eisernen Nerven halten fest. Man stirbt nicht und leidet. Es ist eine recht spaßhafte Tragödie das Leben!

Rösner! ich liebe Nichts auf der Welt als sie. Meine Mutter, mein Bruder schweben wie Schattengestalten der Erinnerung am fernen Horizonte meiner Seele. Es war eine Zeit, in der sie sich in die ganze Liebe meines Herzens theilten; jetzt ist das Alles vorbei. Ich liebe nur sie, ich begehre nur sie. Wer sie mir näher brächte, er wäre mein Freund, wer sie von mir trennt — —

Der Brief ist nicht beendet und nicht abgeschickt worden, er war dem Tagebuche Ludwigs beigefügt.

Martha Braun an die Tochter des Amtmanns P. in Wachdorf.

Breslau, den 16. April 1840.

Liebe Emma! ich habe Dir und auch den lieben Rösners sehr lange nicht geschrieben, nun soll ich

bald für einige Zeit nach Wachdorf zurückkehren und mir ist, als müßte ich Dir vorher durchaus einmal Nachrichten geben, damit ich Dir nicht als eine Fremde gegenüberstehe, wenn wir uns nach der langen Trennung wiedersehen werden.

Du hast mir mit Deinem Briefe eine rechte Freude gemacht und mir das stille Dorf mit seiner Ruhe und seinem Frieden lebhaft ins Gedächtniß gerufen. Ach! ich freue mich auf Wachdorf, so schwer mir der Abschied von Breslau auch wird. Ich sehne mich nach Ruhe und Frieden, ich bedarf ihrer, denn ich bin wie verwandelt. Man sagt, wenn Kinder zu schnell wachsen, nehme es ihnen die Kraft für das ganze Leben — das mag wol mit mir auch so der Fall sein.

Ein kränklich, schwaches Kind, geistig so arm als arm an Hab und Gut, ward ich plötzlich in die Mitte des reichsten Lebens gestellt und der Gegenstand einer Liebe, die mich früher denken, fühlen und leiden lehrte, als es sonst den Mädchen bestimmt ist. O! könntest Du ahnen, welche entsetzliche Qual es ist, eine Liebe einzuflößen, die

man nicht theilt; und — ja! ich muß es Dir sagen, ein Mensch muß es wissen, eine Neigung zu fühlen, für die man keine Erwiderung hoffen und wünschen darf.

Sieh', Emma! ich weiß es, daß Baron Ludwig mich liebt, er, dem ich Alles danke, dessen Geschöpf ich bin und der edelste Mann macht dennoch keinen Anspruch an mich, weil er sieht, ich könne diese Liebe nicht erwiedern. Soweit geht seine Großmuth, daß er ein Märchen ersonnen hat, von adligen Vorurtheilen, an denen Niemand weniger hängt als er, um die Seinen glauben zu machen, diese Vorurtheile hielten ihn ab, mich zu heirathen. Wüßte die Baronin, daß es mein Wille, meine Abneigung ist, die diese Ehe unmöglich macht, sie würde es mir nie vergeben, so lieb es ihr ist, daß sie unterbleibt.

Ja, wäre Ludwig noch so, wie früher, wäre ich nicht hieher gekommen, ich hätte ihn wohl lieben können; aber er ist ein ganz Anderer geworden. Heftig, mißtrauisch, launenhaft, macht er sich und seiner Umgebung das Leben zur Pein, obgleich er

gewiß das edelste Herz hat. Seine nächsten Freunde, seine Mutter und sein Bruder selbst finden ihn bis zum Unkenntlichen verändert. Ich leide auch von seinen Launen, aber ich ertrage sie gern, denn vielleicht ist meine Unfähigkeit, ihn zu lieben, eine der Ursachen dieser Veränderung. Und ich kann doch nicht anders, denn —

Fühlst Du wohl, wie ich zögere, dasjenige auszusprechen, was ich mir selbst nicht gestehen möchte? Gute Emma! ich vergehe bei dem Gedanken der Abreise nach Wachdorf, weil ich nicht weiß, wie ich leben soll ohne Hugo.

Frage mich nichts weiter. Es ist schon Verrath, daß ich es dem Papiere vertraute. Er selbst weiß es nicht, er soll es niemals wissen, denn was würde aus Ludwig, was aus Hugo und mir?

Wenn ich nach Hause komme und bei Dir betrübt und traurig sein werde, dann, gute Emma, laß mich still weinen. Vielleicht schlafe ich dann ein, und es kommt mir im Schlummer Ruhe und ein schöner Traum von Glück.

Hugo an Erwin.

Breslau am ersten Ostermorgen 1840.

Christ ist erstanden und neues Leben!

Ja, ein neues Leben beginnt und ringt sich aus den Leiden des letzten Jahres hervor. Martha ist mein!

Ich konnte nicht weiter schreiben. Der Gedanke regte mich zu solchem Jubel auf, daß es mir zu eng ward im Hause. Ich eilte ins Freie, vor das Thor hinaus und weit und weiter vorwärts. Es giebt eine Seligkeit, die so groß ist, daß sie sich nur in der Unendlichkeit der Welt genugthun kann.

Jetzt, da ich ruhiger bin, will ich Dir erzählen, wie es kam, wie wir uns endlich, endlich fanden. Der Tag von Martha's Abreise nach Wachdorf war festgesetzt und wie Gewitterschwüle lag der Gedanke der Trennung über uns Allen. Durch ein Zusammentreffen von mancherlei Umständen ward die Reise aber verzögert und endlich auf den Sonnabend zwischen Charfreitag und Ostern verlegt. Ludwig sah bleich aus, wie ein Sterbender,

Martha konnte nicht sprechen, ohne daß ihr die Thränen in die Augen traten, und ich kämpfte unablässig, ob ich nicht, als Mann dem Manne, Ludwig gegenübertreten und die Lösung der Räthsel von ihm fordern sollte. Einmal schon hatte ich es versucht, aber er war außer sich gerathen und hatte mich beschworen, davon abzustehen, wenn ich ihn nicht unglücklich machen wollte.

Das geschah bald nach seiner Krankheit und da er jetzt gesund zu nennen ist, hielt ich es für eine Pflicht, uns Alle aus den Ketten zu erlösen, die uns unsichtbar fesselten und von einander hielten. Am Abend des Charfreitages ging ich auf sein Zimmer und sagte: Ludwig! Martha wird uns jetzt verlassen, es ist endlich Zeit, daß Du offen erklärst, was Du mit ihr beabsichtigst. Du liebst Martha!

Ja! antwortete er. Du weißt das wohl.

Warum heirathest Du sie nicht? fragte ich.

Weil Verhältnisse mich binden, weil ich es nicht darf, entgegnete er mir.

So theile mir diese mit! rief ich.

Du sollst sie einst erfahren, sagte er; aber glaube mir, Hugo, Adam und Eva waren nicht die Einzigen, welche das Wissen aus der Glückseligkeit des Paradieses vertrieb. Mein Wort darauf, daß Martha des edelsten Mannes werth, daß es mein höchstes Glück wäre, sie zu besitzen, allein es kann nicht sein.

So heirathest Du sie nie? unter keinem Verhältniß? fragte ich nochmals.

Niemals! auf mein Wort, niemals! wiederholte er.

Ich hatte ihn lange nicht so ruhig gesehen und hoffte endlich auf eine Erklärung, als meine Mutter eintrat. Ich wartete eine Weile, aber sie blieb bei Ludwig, ich entfernte mich und, da ich aus der Wohnstube in Martha's Zimmer sehen konnte, und sie am Schreibtisch erblickte, ging ich hinein. Sie hörte auf dem weichen Teppich meine Schritte nicht; ich stand hinter ihr und las über ihre Schulter, was sie schrieb. Es waren folgende Verse:

Herr der Liebe, Gott der Gnade,
Der am Kreuz gestorben ist,

Spende mir auf meinem Wege
Deinen Beistand, Jesu Christ!

Sieh', ich flehe, sieh' ich bete,
Festen Glaubens voll, zu Dir!
Kann es sein, o, dann gewähre
Meines Herzens Wonne mir!

Gott gibt jeder Blume Blüte,
Jedem Gräschen sein Gedeihn,
Jedem Vogel Luft und Sonne,
Alles soll der Welt sich freu'n!

O, so gib mir, was mir fehlet,
Was mir Glück und Leben ist,
Gib mir meines Hugo's Liebe,
Gib mir diese, Jesu Christ!

Ich konnte vor Entzücken kaum die letzten Worte lesen. Lautlos, in unaussprechlicher Wonne, sank ich vor ihr nieder, umschlang die Erschreckte mit meinen Armen und preßte meine glühenden Lippen auf die ihren. Wir sprachen keine Sylbe. Brust an Brust gedrückt, fühlten wir das Schlagen unserer Herzen und vergaßen in dem seligen Rausche des höchsten Glückes, daß die Zeit Flügel habe, daß uns nur wenig Minuten gegönnt waren.

Meiner Mutter Stimme schreckte uns empor.

Wir mußten uns trennen und es war mir unmöglich, Martha noch einen Augenblick allein zu sehen. Ich schrieb ihr während der Nacht und steckte ihr am Morgen den Brief in die Reisetasche, während man Abschied nahm. Als die Person, unter deren Schutz sie nach Berlin fuhr, eingestiegen war, als Ludwig Martha küßte und in den Wagen hob, als ich dabei stehen und mit der freundlichen Handbewegung eines guten Bekannten von der Geliebten meiner Seele scheiden mußte, knirschte ich vor wüthender Eifersucht. Sie bog sich aus dem Wagen, bot erst Ludwig die Hand, dann mir und sagte leise: Schweigen Sie gegen Ludwig, er ist noch krank!

Heute erwarte ich ihren ersten Brief und schreibe Dir von meinem Glücke, um nicht zu fühlen, wie langsam die Zeit verstreicht, bis der Postbote kommt.

Alle Zweifel, alle Unruhe, selbst die Rücksichten auf Ludwig schweigen vor meiner Liebe, Alles ist versunken in dem Meer von Wonne, dessen Wellen uns in einen Hafen des Friedens tragen mögen.

Das Erste, was ich thue, ist, meine Versetzung

nach Berlin zu fordern. Dann spreche ich mit Ludwig und er ist zu großmüthig, eigensüchtig Rechte behaupten zu wollen, welche Martha's Herz nicht ihm, sondern mir zugesteht. Ich hoffe von seiner Bruderliebe, von seiner Freundschaft für mich die friedlichste Lösung der Wirrnisse. Es klingelt, das wird der Postbote sein.

Martha an Hugo.

Wachdorf, den 28. April 1840.

Einzig Geliebter! mir ist, als wäre ich neugeboren, als hätte ich andere Sinne, andere Empfindungen bekommen, seit Deine Lippen meinen Mund berührten. Hast Du mir, mein Hugo! Etwas von der Kraft Deiner Seele eingeflößt? Ich war ein scheues, blödes Mädchen bis jetzt, ich fühle plötzlich in mir den Muth, allen Stürmen des Lebens zu stehen, wenn Deine Liebe mit mir ist. Hugo! ich weiß es wohl, daß manches Mädchen an meiner Stelle Dir zaghafter, verschämter entgegentreten würde, daß der Anstand, die Sitte es so fordern, aber ich habe nicht heucheln gelernt.

Wie ich Dich in meine Arme schloß, ohne zu

überlegen, ob es recht sei, so gebe ich mich Dir in vollem Vertrauen, wie ich bin. Die Liebe ist das Höchste in der Welt, ihren Eingebungen folge ich allein von heute ab.

Ich hoffe Ludwigs Neigung für mich sich allmählich in Freundschaft verwandeln zu sehen; vielleicht gelingen die Pläne Deiner Mutter, von denen Du mir schreibst; vielleicht kommt uns ein anderer, glücklicher Zufall zu Hülfe. Ich möchte um Alles in der Welt nicht der Anlaß sein, welcher Eure Bruderliebe zerstört. Wir lieben uns, Hugo! was bedürfen wir denn noch? Liebe und hoffe wie ich!

Muß Ludwig von unserer Liebe unterrichtet werden, muß er es einst erfahren, dann will ich es sein, die ihm die Kunde gibt. Niemand, selbst Du nicht, lieber Hugo! kannst sie ihm mit so großer Schonung bringen als ich. Ich will mich anklagen, Dich vertheidigen und ihm sagen, wie ich ihn liebe und verehre, wie ich von ihm das Glück meines Lebens erbitte, das allein seine Großmuth mich würdig machte, zu besitzen. Hugo, Du mußt Ludwig jetzt noch mehr als früher lieben; denn was

wäre ich, hätte sein Auge mich nicht gefunden, seine Hand mich nicht gehoben? Gott segne ihn dafür!

Und nun soll ich Dir von mir, von meinem Leben erzählen? Lieber Hugo! Ich denke nur an Dich. Ich halte wie früher den kleinen Emil in meinen Armen, ich sitze wie früher in dem Erkerstübchen, das mir einst prächtiger erschien als die Salons Deiner Mutter, und blicke hinaus in das Freie. Was ich denke? — Jeder Wolke trage ich Grüße auf für Dich; jeden Stern möchte ich bitten, daß er mich auf seinen Strahlen zu Dir trage. Ich sehe die Blätter an den Bäumen hervorbrechen und frage mich, ob wir wol zusammen in ihrem Schatten wandeln werden? Ich spreche mit Dir, ich lebe in Dir, liebe mich auch! Ewig Dein. O! wie danke ich Dir, Hugo! daß Du mich liebst! Wie danke ich es Dir!

Ludwig von S . . . an seinen Bruder.

Berlin, den 15. Mai 1840.

Lieber Hugo! Die Mutter ist gestern mit Fräulein Eichstädt nach Nizza abgereist. Wir haben

Martha vorher in Wachdorf besucht und sie ist mir, obgleich weder sie noch die Mutter es mir einräumen wollen, lange nicht so heiter und unbefangen erschienen als früher. Ich fürchte, nun sie sich an das Stadtleben gewöhnt hatte, fühlt sie sich nicht mehr so glücklich in Wachdorf. Das thut mir weh und ich denke daran, dies von ihr zu erfahren und wo möglich zu ändern.

Ich habe sie seitdem einige Male besucht und sie immer still und zurückhaltend gefunden. Heute schrieb ich ihr, daß ich es Hermann und Rudolph nicht abschlagen könne, sie einmal zu ihr hinauszuführen. Auch der Chevalier ist wieder hier, der bei unserm ersten Begegnen mit Martha anwesend war und ein Paar Thaler für sie hergab. Er will den Besuch durchaus mitmachen und, wie gesagt, ich muß einmal darein willigen, so sehr es mir zuwider ist. Martha thut mir ungemein leid und ich gäbe sehr viel darum, wenn die Fahrt nach Wachdorf unterbliebe.

Ich bin verstimmt und niedergeschlagen. Alles im Leben mißglückt mir. Es war mein heißer

Wunsch, da ich selbst auf Freude verzichten gelernt, Martha glücklich zu machen und in ihrer und Deiner Liebe mein Glück zu finden. Hugo! auch das wird mir fehlschlagen! Es ist zwischen uns nicht mehr, wie es sein sollte, wie es war. Was ich nicht den Muth hatte, Dir zu sagen, das schreibe ich Dir heute. Du bist nahe daran, mein Hugo, aus Martha's Augen das Gift zu trinken, das mein Dasein zerstört hat. Tritt zurück, da es Zeit ist. Ich würde nie darein willigen, daß sie die Deine wird. Ich kann und darf es nicht. Ein Mann, der wie ich, in so heiliger Angelegenheit, dem Bruder, dem Manne gegenüber in Räthseln zu sprechen vermag, verdient keinen Glauben, wenn nicht die unabweisbarste Nothwendigkeit ihn zu diesen Räthseln zwingt. Sei stark, Hugo! und da es noch Zeit ist, besiege Dein Herz. Ich fordere es von Dir, ich beschwöre Dich bei meinem Leiden, das Du gesehen, bei Deiner und Martha's Ruhe. Vertraue mir und glaube, daß ich mein Glück Dir mit Freudigkeit opfern könnte. Lebe wohl!

Der Pfarrer Rösner an Hugo.

Wachdorf, den 17. Mai 1840.

Lieber Hugo! Ich schreibe Dir in fliegender Eile. Ein unglückseliges Ereigniß hat stattgefunden. Ludwig hat hier in Wachdorf den Chevalier Eugen von B. im Duell erschossen und ist selbst an der rechten Hand von einer Kugel gestreift, was ihn hindert Dir diese Mittheilung zu machen. Er bittet Dich, sogleich nach Berlin zu kommen, wohin er sich begeben wird, um sich den Gerichten zu stellen. Mehr zu schreiben, ist mir unmöglich, wenn der Brief noch heute zur Post soll. Wir sind in großer Bestürzung und Aufregung und erwarten Dich bald.

Hugo von G . . . an seine Mutter.

Berlin, den 23. Mai 1840.

Meine theure Mutter! Eine leichte Verletzung Ludwigs an der rechten Hand veranlaßt mich, Dir eine Nachricht mitzutheilen, die Dir nicht verborgen bleiben kann, weil sie Ludwig betrifft. Er hat in diesen Tagen ein Schußduell gehabt, aus dem er,

bis auf diese leichte Wunde an der Hand, unversehrt hervorgegangen ist. Er grüßt Dich und bittet Dich dringend, seiner Gesundheit wegen ganz ohne Sorgen zu sein. Der Anlaß des Duells war folgender:

Ludwig hatte Hermann von S... und Rudolph von K... und dem Chevalier Eugen von B. versprechen müssen, sie nach Wachdorf hinauszuführen, und da zufällig Hermann sich erinnerte, daß Martha's Geburtstag auf den siebenzehnten Mai falle, ward endlich dieser Tag für den Besuch gewählt. Man ritt im besten Einverständniß hinaus, die drei Fremden hatten für Martha Geschenke mitgenommen und dies verstimmte Ludwig schon, weil es ihm sehr richtig mißfiel, Martha noch immer in einer Art von Beziehung und Vertraulichkeit zu Jenen zu denken.

Die drei Männer waren von Martha entzückt, welche sich mit dem ihr angebornen Takte zwischen ihnen bewegte. Sie mußte singen, spielen, die Herren konnten der Bewunderung kein Ende finden, besonders war der Chevalier stürmisch in dem Ausdruck derselben. Auf Martha's Wunsch hatte die

Pfarrerin die Familie des Amtmanns eingeladen, damit Martha nicht das einzige Mädchen in der Gesellschaft sei.

Die Herren waren früh am Morgen hinausgekommen, der Vormittag verging, wenn auch nicht angenehm für Martha, so doch ruhig. Bei der Mittagsmahlzeit wurden die Fremden ausgelassen froh und der Amtmann, von der lärmenden Fröhlichkeit hingerissen, ließ aus seinem Keller Champagner holen. Dies hieß Oel in das Feuer gießen. Martha saß zwischen Ludwig und dem Chevalier, der ihr fortwährend Schmeicheleien sagte, vor denen sie erröthete. Er neckte sie mit ihrer Sprödigkeit, mit Ludwigs Neigung, von der er gehört hatte, und als man bereits von der Tafel aufstand, als der Amtmann noch einmal auf das Wohl des schönen Geburtstagskindes zu trinken begehrte, stürzte Eugen B. sein Glas hinunter, faßte Martha um die Taille und küßte sie auf die Schulter. Sie stieß einen leisen Schrei des Schreckens aus und in demselben Augenblicke traf ein heftiger Schlag Ludwigs den Chevalier in das Gesicht.

Alles fuhr empor, der Chevalier zog den Degen, Hermann und Rudolph sprangen dazwischen, während der Pfarrer die Frauen entfernte. Ein Duell war unvermeidlich und Ludwig sowohl als der Chevalier bestanden darauf, die Sache gleich abzumachen. Vergebens versuchten die Anderen Aufschub zu erlangen, bis die erste heftige Erbitterung vorüber sein würde; vergebens beschwor Martha Ludwig auf den Knien, davon abzustehen. Ludwig holte die Pistolen, welche er selbst einmal dem Pfarrer geschenkt hatte, man ging hinaus in den Wald, Hermann und Rudolph machten die Sekundanten und man kam überein, drei Schüsse zu wechseln. Der Chevalier war in heftiger Aufregung, Ludwig kalt und ruhig. Beide schossen zu gleicher Zeit, Eugens Kugel streifte Ludwigs rechte Hand, während die seine das Herz des Chevaliers traf, der lautlos zu Boden stürzte. Man trug ihn in das Haus des Pfarrers, der Dorfchirurgus, welcher bei dem Duelle zugegen war, verband Ludwigs Hand, für den Chevalier bedurfte es leider keines Beistandes mehr.

Rösner meldete mir den Vorgang sogleich. Ich fuhr augenblicklich nach Berlin, als ich den Brief erhielt. Ludwig fand ich bereits im Untersuchungs-Arrest; auch Hermann und Rudolph, ja selbst Rösner, sind zur Untersuchung gezogen.

Ludwig ist von einer beängstigenden Ruhe. Er bespricht das Unglück, als ob er dem Ereignisse vollkommen fern stände; seine Gedanken wenden sich ganz auf den Kummer, den es Dir, theure Mutter, verursachen wird und auf Martha's grenzenlosen Schmerz, die sich als die Ursache des Unglücks betrachtet und in Verzweiflung ist.

Ich kann ihren Jammer kaum ertragen, er zerreißt mir das Herz, und ich wollte die Hälfte meines Lebens geben, könnte ich sie beruhigen und das Entsetzliche ungeschehen machen. Um in ihrer und Ludwigs Nähe zu sein, bleibe ich in Berlin, wozu ich schriftlich von meinem Präsidenten Erlaubniß erbeten habe.

Wie ich Dich kenne, theure Mutter! wirst Du Deine Reise nicht fortsetzen; jedenfalls aber will Ludwig, der in zwei bis drei Tagen seine Hand

gebrauchen können wird, Dir nach B. und nach K. schreiben, damit Du Nachricht von ihm hast, welchen Entschluß Du auch wegen Deiner Reise fassen solltest.

Ich möchte Dich trösten, beste Mutter! ich vermag es aber nicht, so wenig ich in dieser Rücksicht etwas für Martha zu thun im Stande bin. Es giebt Unglücksfälle, die so schwer sind, daß jeder Versuch, sie lindern zu wollen, erbärmlich erscheint. Nur in der Stärke der eigenen Seele findet man die Kraft, sie zu ertragen. Gott behüte Dich.

Martha an Hugo von G...

Wachdorf, den 17. August 1840.

Mein geliebter Hugo! so nahet denn wieder ein Abschnitt meines unheilvollen Daseins seinem Ende. In wenig Tagen verlassen wir Wachdorf, in wenig Tagen trenne ich mich von Rösner und von Dir. Muß das sein? ruft oft eine innere Stimme in mir und ich möchte den Himmel fragen, womit ich

mein Loos verschuldet habe, weshalb immer neue Stürme und Schrecken mich bedrohen?

Als Ludwig zur Festung abgeführt wurde, als ich von ihm Abschied nahm und die Hände Deiner Mutter küßte, welche ihre schöne behagliche Heimath in Breslau verläßt, um in Glatz, in Ludwigs Nähe zu leben, da dünkte mich, nun sei das Schwerste überstanden. Heute aber, als der Pfarrer seine Abschiedspredigt hielt, als er und die Gemeinde weinten und alle Blicke auf mich gerichtet waren, schien mir der Schmerz jener Stunde gering gegen das, was ich heute empfand. Ich bin es, der auch diese Lieben aus ihrem friedlichen Dörfchen treibt, die dem Pfarrer seinen segensreichen Wirkungskreis raubt, die sie zwingt, eine neue Heimath zu suchen, ein neues Leben zu beginnen.

Rösner wird auch in dem fernen Litthauen, wohin man ihn versetzt hat, weil er hier, nach jenen unglückseligen Ereignissen nicht bleiben konnte, nützen und wirken, das Bewußtsein gibt ihm eine Freudigkeit, die mir fehlt; denn die thränenschweren Augen der Pfarrerin brechen mir das Herz.

Ich sehe es ein, daß es ihnen nicht wünschenswerth sein konnte, mich nach ihrem neuen Bestimmungsorte mitzunehmen. Ich begreife, daß Deine verehrte Mutter mich nicht in ihrer Nähe zu haben wünscht, wie Du und Ludwig es großmüthig von ihr forderten. Bin ich doch die Ursache all ihrer Leiden! bin ich doch das unglückliche Mädchen, deren trauriges Schicksal jetzt der Lieblingsartikel der Journale, der Gegenstand der Theetischunterhaltungen ist. Ruhe ist mir im Leben nicht beschieden. Ich soll den stillen Frieden des Hauses niemals kennen lernen, nirgend darf mein Dasein feste Wurzeln schlagen, ich stehe allein, ohne Familie, ohne Heimath. Der alte Wendel und die Seinen, Rösner und dessen Frau, Deine Mutter, Alle, Alle sind sie gut und großmüthig gegen mich gewesen; aber dennoch fühle ich, Allen bin ich eine Fremde geblieben, die man mit Leichtigkeit von sich weist, wenn der eigene Vortheil es erheischt. Dies ist der schwerste Fluch, der auf einem Mädchen ruhen kann. Weil man mich verlassen, hülflos wähnt, greift man meinen guten Namen, meine Ehre an.

Gefällige Freunde erzählen mir, um mich vorzubereiten, falls ich es dennoch erfahren sollte, daß man mich für Ludwigs Geliebte hält und Deine Mutter tadelt, welche mich bei sich aufgenommen hat, obgleich sie davon wußte. Man kommt nach Wachdorf, um mich gelegentlich zu sehen, und für so tief gesunken hält man mich, daß Rudolph wieder seine Theaterpläne für mich aufnimmt und mir seinen besondern Schutz anbietet, wenn ich darauf jetzt etwa eingehen wolle.

Warum ich Dir dies schreibe? Nicht um Dein Mitleid zu erregen, ich weiß, Du leidest mit mir, mehr als ich es wünsche. Ich will Dir nur zeigen, lieber Hugo, daß jede Vereinigung zwischen uns unmöglich ist, daß ich nie darein willigen darf, Deine Frau zu werden. Du wirst mir sagen, daß ich schuldlos bin, daß ich mein Herz rein darlegen kann vor dem Auge Gottes; aber Hugo! das Auge der Menschen urtheilt nach dem Scheine. Weil ich Dich liebe, weil Dein Glück das einzige Ziel meiner Wünsche ist, werde ich nie Deine Frau. Soll ich Ludwig, der für mich seine Seele mit dem Be-

wußtsein schwerer Schuld beladen hat, soll ich ihn eifersüchtig machen auf den eigenen Bruder und ihm die Ruhe an Deinem Herzen rauben, deren er so nöthig bedarf? Soll ich Deiner Mutter die Kränkung zufügen, mich ihr zur Schwiegertochter aufzubringen, die sichtlich erbleichte und sich mit Widerwillen von mir wendete, als der thörichte Hermann in ihrer Gegenwart den schlechten Scherz erneute, mich die Tochter des Regiments zu nennen? Glaubst Du, ich wäre selbstsüchtig genug, Deinen Namen zu tragen und mit ihm die Wunde zu verdecken, welche mein guter Ruf erhalten hat? Niemals, Hugo! Niemals!

Ich schreibe ruhig nach heftigen Kämpfen. Wie milder Regen nach Gewitterschwüle, fallen heiße Thränen aus meinen Augen, Thränen der reinsten Freude, des heißesten Dankes, nicht des Schmerzes. Gott hat nicht gewollt, daß irgend ein Menschenleben ganz ohne Freude sei, darum hat er mir mitten in den Leiden, die mir auferlegt wurden, Deine Liebe gesandt, mein Hugo! Deine große, beglückende Liebe, deren Andenken mein ganzes Dasein verklären soll.

Hugo! als ich in dem Hause Deiner Mutter lebte, als ich stundenlang lauschte, ob ich nicht den Klang Deiner Stimme, den flüchtigen Schall Deiner Tritte hörte, habe ich oft viel Glück empfunden und in Deinen Liebesworten ist mir die volle Freude des Lebens aufgegangen. Ich danke Dir dafür, ich danke Gott, daß er mich schuf. Und nun noch eine Bitte.

Ich habe Rösners versprochen, Dich hier nicht mehr zu sehen. Uebermorgen reise ich in Begleitung der alten Marie, die einst bei unserm ersten Beisammensein gegenwärtig war, nach Brandenburg ab, wo ich nach Eurem Willen für das Erste bei der Mutter von Fräulein Eichstädt leben soll. Erwarte mich in Potsdam, das ich immer vorzugsweise liebte. Dort will ich Dich wiedersehen und auf immer von Dir scheiden. Ewig, wo ich wandle, die Deine mit allen Gedanken meiner Seele.

Martha an Ludwig.

Brandenburg, den 27. December 1840.

Lieber Ludwig! Du hast verlangt, daß ich Dich wie einen Bruder betrachte, Du bist mir der treueste Freund gewesen, darum will ich offen und voll Vertrauen Dir bekennen, was ich vorhabe und was außer Dir Niemand wissen soll.

Du hast mir gesagt, lieber Ludwig, daß Du jeden Gedanken an eine Verbindung zwischen uns aufgegeben hast, daß Du ruhig geworden bist und nicht mehr an eine Vereinigung von uns denkst, seit das Bild des Unglücklichen, der durch Dich um meinetwillen starb, zwischen uns gestellt ist. Ludwig! aber nicht allein ein Todter, ein Lebender trennt mich von Dir. Ich liebe einen Mann, den ich nicht lieben sollte, weil meine Nähe noch Jedem Unglück gebracht hat. Ich habe mich überwinden und von ihm scheiden wollen. Ich werde es nie vermögen, so lange ich die Möglichkeit sehe, ihn zu erreichen. Darum vergönne mir, daß ich ihn fliehe, daß ich mich entferne.

Ich habe einer Dame geschrieben, die ich in Breslau kennen lernte und die in Frankreich eine Stelle als Erzieherin angenommen hat. Ich habe sie ersucht, mir eine ähnliche zu schaffen und nur darauf Rücksicht zu nehmen, daß ich in einer geachteten Familie einen nützllchen Wirkungskreis finde, da ich, Dank Deiner Großmuth, vor jedem Mangel geborgen bin. Ich kehre zu dem Berufe zurück, den ich früher für mich erkoren hatte, wenn schon nach schwerem, schmerzensreichen Wege. Du sollst erfahren, wohin ich mich wende, wenn ich gehe, sonst Niemand. Niemand! Ludwig! das versprich mir fest. Ich werde den Mann meines Herzens nicht wiedersehen. Bei dem theuern Haupte seiner Mutter hat er mir geloben müssen, als ich gestern von ihm schied, nicht wiederzukommen, bis ich ihn rufe. Ich werde es nicht thun.

Dir, Ludwig! weiß ich nichts zu sagen. Die Sprache verstummt vor dem Unendlichen. Gott gebe Dir Frieden.

Ludwig an Martha.

Glatz, den 2. Januar 1841.

Meine Martha! das Wort, das Du nicht ausprichst, lese ich in Deinem Briefe, Du Arme! Also auch Du mußtest das Nessusgewand kennen lernen, das man nicht abstreifen kann, ohne sein glühendes Herzblut zu verspritzen? Auch Du? und er? — War es nicht genug an den Martern meiner Seele?

Aber kein Wort davon. Es giebt Unglück, so groß, daß es nie besprochen werden darf. Ein solches waltet über uns Dreien; darum folge Deiner Eingebung und scheide von uns. Vielleicht bannst Du damit den Fluch, der auf uns ruht; vielleicht nimmst Du, reiner Engel, die Schuld von uns. O! ich hoffte einst an Deiner Hand in ein Paradies der Reinheit und des Friedens einzuziehen. Es sollte nicht sein.

Ich billige Deinen Entschluß, so schwer es mir wird, aber übereile die Ausführung desselben nicht und gieb mir von allen Schritten Nachricht, die Du in dieser Angelegenheit thust. Gott sei mit Dir.

Hugo an Ludwig.

Brandenburg, den 25. Februar 1841.

Mein Ludwig! der entscheidende Tag ist gekommen, die Räthsel unseres Lebens müssen sich lösen, die Spannung enden.

Ich kenne jetzt die Großmuth meiner Martha, mit der sie sich opfern wollte, für unsere Mutter, für Dich und für mich. Ihre Bitten hatten mich bewogen, sie nicht zu sehen; ich fügte mich, um ihr zu zeigen, daß mir Nichts zu schwer sei für sie; aber die grenzenloseste Sehnsucht zog mich zu ihr. Ich ging gestern Morgens in den Straßen Berlins umher und kam an das Haus, in welchem Martha gelebt hat, als Du sie kennen lerntest. Ich sah sie im Geiste auf der Schwelle jenes Hauses sitzen, das bleiche Engelsgesicht an den Pfosten der Thüre gelehnt. Es war mir, als müsse ich sie sprechen, als stehe ihr und mir ein besonderes Ereigniß bevor, als drohe ihr eine Gefahr, die ich abwehren solle. Eine furchtbare Angst, eine Unruhe, wie ich sie im Leben nicht gekannt haben, bemächtigten sich

meiner und, ohne in meine Wohnung zurückzukehren, eilte ich auf die Post und fuhr hierher.

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Die Liebe hat feinere Organe, ihr wohnt Etwas von der Allwissenheit des Geistes inne. — Ich langte am Abende an, ich flog die Treppe hinauf in Martha's Zimmer. Ihre Sachen standen in Koffer verpackt, sie saß bleich und mit gefalteten Händen, wie ich sie im Geiste vor mir gesehen hatte, in der Fensternische. Heute wollte sie uns verlassen. Ludwig! wie konntest, wie durftest Du das billigen?

Als sie mich erblickte, kam sie mir nicht, wie sonst entgegen. Sie blieb stehen und sagte gleichsam wie im Gebete: Herr mein Gott! auch das muß ich noch überwinden, auch diesen bittersten Schmerzenskelch noch leeren?

Ich stürzte vor ihr nieder, ich schlang meine Arme um ihre Knie, ich flehte sie um Wahrheit und um Vertrauen an. Da erfuhr ich nun Alles. Wie konntet Ihr glauben, mich zu täuschen. In dem fernsten Asyle hätte ich sie gefunden, mein Leben daran gesetzt und nicht gerastet, bis ich sie

entdeckt, sie mir wiedererobert hätte. — O! jene Stunde war entsetzlich, sie war der Todesschmerz, dem neues Leben, unendliche Seligkeit folgen sollte.

Wie ich gelitten habe, als Martha taub für meine Bitten, kalt bei meinen Worten blieb und sich meinen Küssen, meinen Armen entzog, wie sollte ich das beschreiben. Erst als ich ihr fest erklärte, daß ich sie nicht reisen lassen, daß ich sie selbst mit Gewalt zurückhalten oder ihr überallhin folgen würde, ward ihr Entschluß wankend. Ich lag vor ihr auf den Knien, ich hatte meine Arme um sie geschlungen, ich war grenzenlos unglücklich, sie so ruhig zu sehen. Meinem Flehen, meiner Leidenschaft wich endlich die Erstarrung ihres Herzens, sie legte ihre Hände mit der milden Anmuth, die sie nie verläßt, auf meine Schultern und sagte: Ich kann nicht, mein Gott! mir fehlt die Kraft dazu, ich kann ihn nicht leiden sehen. Dann neigte sie sich zu mir und rief: Hugo! ich bleibe bei Dir, ich bleibe und wir trennen uns niemals!

Was ich empfand, was ich ihr sagte, ich weiß es nicht. Wie lange unterdrückte, glühende Feuer-

ströme aus dem Herzen des eisbedeckten Vulkans, brach die Glut ihrer Liebe hervor, um sich mit der meinen zu mischen. Das Feuermeer der Liebe schlug über uns zusammen, die Welt war versunken vor uns, wir Beide allein mit unserer Liebe im Universum. Die Seligkeit eines ganzen Daseins haben wir in jenen Stunden durchlebt, Martha ist mein geworden.

Jetzt, Ludwig, fordere ich sie von Deiner Hand, der Du ihr Schützer und mein treuester Freund gewesen bist, seit ich lebe. Du wirst sie mir nicht verweigern, Du darfst es jetzt nicht, und das grenzenlose Glück, das Du uns gewährst, wird Dich freuen in Deinem Leide, denn ich kenne Dein edles, großes Herz.

Ich verlasse Martha nicht mehr! ich bleibe bei Dir, meine Martha! — Ludwig! sie lehnt an meiner Schulter, ihr thränenschweres Auge ruht auf diesen Zeilen. Sie weint! und doch schlingen sich ihre Arme um meinen Hals, sie kann es nicht bereuen, mich so glücklich gemacht zu haben. Ludwig! vergieb uns, daß wir so glücklich sind!

Ludwig an Hugo.

Zu eigenhändiger Eröffnung.

Glatz, den 1. März 1841.

Es ist geschehen, das Entsetzliche! die böse Saat hat ihre Früchte getragen.

Hugo! unglücklicher, geliebter Freund! mein Schmerzensbruder und tausendmal elender als ich — Martha ist die Tochter unsers Vaters, ist unsere Schwester. — O! wenn es möglich wäre, wenn ich den Sinn Deines Briefes nicht richtig gedeutet hätte, wenn es nicht geschehen wäre, was ich mit Angst befürchtete! Martha, der Engel des Lichts, das reinste, schuldloseste Geschöpf, das Weib ihres Bruders! Fluche mir nicht, Hugo, ich konnte nicht anders. Was ist des Menschen Wille und seine Einsicht gegen die unerforschlichen Wege des Schicksals? Ein heiliger Eid band meine Zunge, ich siechte hin unter dem schweren Drucke eines Wissens, das mich von der Höhe meiner zauberischen Hoffnungen in eine düstere leere Oede stürzte. Ich habe die Liebe der Meinen verloren, weil ich nicht stark genug

war, die Qual zu verbergen, die ich erduldete — ich stürze Martha und Dich in Verzweiflung, weil ich den Eid hielt, den der gestorbene Vater mir auferlegte. Und wie gerne wollte ich das Schwerste erdulden, könnte ich Dir selbst die entsetzliche Nachricht bringen, könnte ich Euch zur Seite stehen, wenn die Kunde Dir wird; könnte ich Euch an meiner Brust die Thränen des Schmerzes vergießen lassen.

Sei stark, Hugo! Du bist ein Mann, und beschütze die unglückliche Schwester! Schone sie, behüte sie und thue für sie Alles, was Du kannst, ohne irgend welche Rücksichten zu nehmen, als die auf Martha.

Ich lege das Blatt bei, welches ich im Schreibtische unseres Vaters gefunden habe, an dem Morgen, an welchem ich erkrankte. Ich werde die Stunden zählen, bis ich die Antwort erhalte. O! heute wird mir meine Festungsstrafe zur Höllenpein. Könnt ich zu Euch! Wäre ich frei! — Schreibt mir bald, gleich! ich hoffe noch, daß ich mich irrte! Gott beschütze Euch!

Arnold von G . . . an Ludwig.

(Wenige Tage vor des Ersteren Tode geschrieben.)

An meinen Sohn Ludwig.

Es ist nicht jedem Menschen gegeben, mein Sohn, rein und als Sieger aus dem Kampfe des Lebens hervorzugehen. Während der Phlegmatische, der Kaltblütige bequem im Bewußtsein seiner leicht errungenen Tugend hinvegetirt, leben leidenschaftliche Menschen ein Dasein des Kampfes und tragen Ueberdruß und Reue als Lohn davon.

Ein solches Leben ist das meine gewesen, wenn Du diesen Brief eröffnen wirst. Ich habe rastlos nach Glück und Freude gestrebt, ohne sie zu finden; vielleicht suchte ich sie auf falschem Wege. Daß der Mensch hienieden irrt, dafür ist nicht er, sondern die Vorsicht verantwortlich, wenn es eine gibt. Arm an Glück und mit Reue beladen, lebe ich seit Jahren ein kränkliches Dasein, dessen ich müde bin. Ich scheue den Tod nicht. Deine Mutter, um die ich es nicht verdiente, denn ich habe ihr Kummer gemacht, ist meine Stütze und mein

Trost in den Stunden des Schmerzes, die der Auflösung vorangehen. Ich vermache Dir und Hugo die heilige Pflicht — es ist eine Ehrenschuld — ihr zu lohnen, was ich ihr schulde.

Und noch ein Vermächtniß habe ich für Dich, aber für Dich allein, Ludwig! — Du erinnerst Dich der schönen Marie Heller, der Pflegetochter Deiner Mutter. Sie war das Kind ihrer Schulfreundin, die früh in Armuth verstarb. Deine Mutter nahm Marie zu sich, als der Tod uns unsere kleine Tochter entriß, und erzog sie mit der Liebe, welche sie für das eigene Kind gehegt hatte. Marie war schön und rein, und — dies ist die bittere Quelle meiner Reue — sie fiel durch mich. Im Einverständniß mit ihr, gelang es mir, Deine Mutter zu täuschen über das, was geschehen war. Ich wußte Marie zu entfernen, die sich zu Allem bereit erklärte, um nicht vor ihrer Wohlthäterin entehrt und mit Schuld gegen sie beladen zu erscheinen. Sie verließ die Stadt und lebte eine Weile in Berlin unter dem Namen Braun. Martha Braun ist ihre Tochter getauft. Seit

Jahren hörte ich nichts von ihr. Die Geldsendungen, die sie Anfangs selbst von der Post abgeholt, sind mir zurückgeschickt worden, weil sie nicht mehr danach fragen gekommen ist. Ich fragte nach ihr, ohne sie aufzufinden, und bald beruhigte ich mich mit Scheingründen. Ich sagte mir, sie wolle unerreichbar für mich bleiben, sie habe vielleicht sich verheirathet und wünsche nicht an die Vergangenheit erinnert zu sein. Ich vergaß ihrer mehr und mehr. Jetzt vor wenig Tagen erfahre ich, durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen, ihren Tod, und erhalte die Gewißheit, daß ihre Tochter lebt. Ein Invalide Wendel hat sich dieser angenommen. — Ich bitte Dich nun, diese Martha Braun aufzusuchen, für sie, ihren Verhältnissen angemessen, zu sorgen und somit auch diese zweite Ehrenschuld für mich zu tilgen. Als Vater dem Sohne gegenüber, als Edelmann von dem Edelmanne, verlange ich Dein Ehrenwort darauf, daß nie und unter keinem Vorwande Deine Mutter Nachricht von diesem Verhältnisse erhalte. Ich mag nicht neuen Kummer auf sie

häufen, ich habe sie oft genug verwundet. Sie hat es mit edelster Geduld ertragen. Und damit das Geheimniß sicher bewahrt sei, fordere ich, daß es Niemand, auch Hugo nicht, erfahre. Mein Dank und mein Segen, wenn Du diese, meine Wünsche erfüllst, wie ich es von Dir, von meinem Sohne, von einem Edelmanne erwarten darf. Sei glücklicher als ich, und vor allen Dingen sei weiser als Dein Vater es gewesen.

Arnold von G...

Hugo an Ludwig.

Brandenburg, den 8. März 1841.

Des Himmels Wille geschehe! Unser Untergang ist beschlossen, wir sind ergeben und heiter, denn wir werden zusammen sterben, Martha und ich. Es muß so sein, mein Ludwig! es ist der einzige Ausweg, der uns noch bleibt.

Dein Urtheil hat Dich nicht getäuscht, Martha ist mein Weib geworden.

Deine Nachricht, mein Ludwig! traf uns mit ihrer ganzen Schwere. Wir waren niedergeschmettert, verzweifelt. Das Leben lag vor uns, die

Blicke der Menschen warfen uns das fluchenswerthe Verbrechen vor, die Sünde, welche wir gegen die Natur begangen hatten — und unsre Herzen wußten von keiner Schuld, kannten kein Verbrechen. Wie auf zwei Altären rein, brannte die Flamme der heiligsten Liebe in unsern Seelen, die auch jetzt uns noch erwärmt. Erschrick nicht, Ludwig! wir wissen jetzt, daß sie strafbar ist diese Glut, wir werden sie zu kühlen versuchen.

Mein Gehirn brannte. Ich fluchte der Welt, den Menschen, Gott! Ich wußte keinen Ausweg. Martha verlassen? das vermochte ich nicht. Sie mein zu nennen, war unmöglich, und in Folterqualen schwand Minute nach Minute hin, ohne daß ein Strahl des Lichtes in die trostlose Nacht unserer Seelen fiel. Ein Bild des Todes war Martha an meiner Seite. Selbst den Trost mißgönnten wir uns, Herz an Herz gelehnt, unsere Schmerzen auszuweinen. Starr, unfähig, zu denken und zu leben, saßen wir da. Daß nie wieder ein Mensch die Höllenqualen jener Stunden empfände, daß wir die Einzigen wären, die so Entsetzliches erleiden!

Plötzlich richtete sich Martha empor. Sie bot mir die Hand und sagte: Hugo! Glaubst Du wie ich, daß die Seelen derer, die sich hienieden liebten, jenseits unwandelbar verbunden sind? —

Ja! rief ich aus, denn was wäre die Gerechtigkeit des Himmels, wenn wir nicht jenseits Trost für dieses Elend fänden? Es muß ein Jenseits geben und Seligkeit für diejenigen, welche unter der Last des Lebens erlagen! —

So laß uns zusammen dorthin flüchten, Hugo! sagte sie, laß uns sterben, um ewig vereint zu leben. Gott, der in unsere Herzen sieht, wird uns verzeihen, daß wir den einzigen Ausweg wählen, der uns bleibt, obgleich es ein verbotener ist, daß wir im Jenseits zusammen zu leben suchen, da es uns hienieden nicht vergönnt ist. Laß uns sterben, Hugo.

Seitdem sind wir ruhig und heiter. Ich habe unserer geliebten Mutter geschrieben. Der Gedanke an ihren, an Deinen Schmerz macht allein unsere Seelen trübe. Ihr werdet uns vergeben, Ihr werdet mit Liebe an uns denken, wie an Neuvermählte, die sich von Euch trennten, um in unauf-

löslicher Verbindung unendliche Seligkeit zu genießen. Erfüllt die Wünsche, welche Martha für den alten Wendel und dessen Familie, für Rösners und den kleinen Emil ausspricht. Sie liebt diese Menschen sehr und wünscht ihnen ein freundliches Andenken zu hinterlassen.

Es schlägt vier Uhr. Die Sonne sinkt. Martha's Fenster liegen nach der Havel hinaus, wir haben lange an demselben gestanden und die schöne, freundliche Natur betrachtet. Einen Augenblick schwankten wir in unserm Vorsatz. Die Welt lockte uns mächtig, wehmüthige Sehnsucht nach irdischem Glück ward in uns rege. O! es müßte schön sein, in Blütendüften und Sternenschein noch eine linde Sommernacht an der Brust der Geliebten zu verträumen, sich einwiegen zu lassen von dem Liebesgesang der Nachtigallen und aufzugehen in der Seligkeit des Sommers und der Liebe.

Das darf nicht mehr sein! Mit fester Hand riß uns die Wirklichkeit aus diesen phantastischen Träumen in ihr kaltes Reich. Wir müssen ihr entfliehen, wir müssen sterben. Lebt wohl!

Bis die Sonne sinkt, bis der erste Stern am Himmel leuchtet, wollen wir leben und Arm in Arm die letzten Momente irdischen Glückes genießen. Um sie nicht zu verkürzen, ende ich den Brief. Ludwig! mein Bruder Ludwig! Mutter, o meine Mutter! lebt wohl. Lebt wohl! liebt mich! liebt meine Martha! mein Weib! — wir konnten nicht anders!

Von Martha's Hand.

Ludwig! fluche dem Tage nicht, an dem Du Dich meiner erbarmtest; liebe Deine Geschwister, liebe Hugo und mich, die nur ein Dasein haben werden von nun ab, deren letzter Hauch ein Segen für Dich sein soll. Ich sterbe gern, ich sterbe ja mit ihm und habe Niemand, der um mich trauert. Ich war allein auf der Erde. O! vergieb mir, daß ich Dein nicht dachte, theurer Ludwig, daß ich nicht Deiner Liebe, Deines Schmerzes dachte! — Ich habe viel gelitten, gönne mir Ruhe. — Auch Du wirst sie finden, wir ziehen Dich uns nach zu seliger Vereinigung. Noch eine Stunde des Glückes hienieden und dann hinauf in das Reich der Frei-

heit und der Gnade, in das Jenseits, wo nicht Menschen, sondern der allmächtige Gott unser Richter sein wird. Lebe wohl, mein Bruder! und vergieb uns, daß wir Dich verlassen. Lebe wohl!

Dies sind die Briefe, welche der Doctor mir gegeben. Nachdem ich sie gelesen, begriff ich den wehmuthvollen Blick, mit welchem er sie an jenem Abende betrachtet hatte. Als ich ihn wiedersah, fragte ich ihn, was aus Ludwig geworden sei?

Er ist den Liebenden bald gefolgt, sagte der Doctor. Reue über das Duell und Gram um die Gestorbenen brachten einen neuen Krankheitsanfall hervor und führten ihn nach wenig Monaten dem Grabe zu. Die unglückliche Mutter pflegte ihn mit stiller Ergebung bis zu seinem Tode. Erst im Laufe des letzten Jahres ward die Last des Daseins von ihr genommen. Rösner, seine Frau, die beiden Offiziere und die Wendelsche Familie leben noch und es geht ihnen wohl.

Ich bat um die Erlaubniß, diese Ereignisse,

welche mich tief erschüttert hatten, einigen Personen meiner Bekanntschaft mittheilen zu dürfen, und von diesen dazu angeregt, übergebe ich sie, mit des Doctors Bewilligung, jetzt dem Drucke und dem Publicum, das hoffentlich den Unglücklichen sein Mitleid nicht versagen wird. Friede ihrer Asche!"

In demselben Verlage sind soeben folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Winkelmann
oder
Von Stendal nach Rom.
Culturhistorisches Zeitbild
von
Amely Bölte.

3. Bände. Eleg. geh. Preis 4 Thlr.

Das Leben Winkelmann's, dieses merkwürdigen Mannes, ist dem Publikum noch wenig bekannt, seine Verdienste um die Kunst kennt nur der Künstler. Die Verfasserin schildert uns seine Armuth, seine Kämpfe, sein Streben; sie giebt uns ein getreues Bild der Zeit und malt uns in grellen Farben die Leiden des strebsamen Menschen, den Armuth verfolgt und keine Protection fördert. Das Genie wird geboren, aber die Umstände fördern es, oder lassen es untergehen. Hätte der edle Major Serre nicht die Schillerstiftung so reich dotirt, so würde er nach der Lecture der Leiden Winkelmann's versucht sein, es zu thun. Kein schmerzlicherer Anblick auf der Erde, als ein talentvoller Mensch, der hungernd zu Bette geht. —

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie in kummervollen Nächten
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte.

Winkelmann der Knabe hatte durch das Studium der classischen Literatur Griechenlands seine Seele voll gesogen an dem Schönen, und war aufgegangen in dem Idealen der Kunst. Mit diesen Anschauungen wandert er auf die Universität nach Halle und sucht hier die Schule des Plato, da-